

# *Von der Slavina zur Germania Slavica: Akkulturation und Transformation*

VON CHRISTIAN LÜBKE

(1) Begriffsklärung und Forschungsgeschichte S. 207. – (2) Die Ausgangslage S. 212. – (3) Interaktionen und ihre Auswirkungen S. 216. – (4) Beschleunigung und Ergebnisse des kulturellen Wandels S. 227.

## (I) BEGRIFFSKLÄRUNG UND FORSCHUNGSGESCHICHTE

Nimmt man den Verlauf des Mittelalters in denjenigen Landschaften in den Blick, die allmählich zu Deutschland zusammenwuchsen, dann sind in keiner Region ähnlich tief greifende und mit Akkulturationsphänomenen verbundene Wandlungs- oder Transformationsprozesse zu beobachten, wie in der von der neueren historischen Forschung so genannten Germania Slavica. Es geht dabei, wie im Titel dieses Beitrages konkretisiert, um den Wandel von einer durch die Quellen begrifflich bezeugten *Slavina*<sup>1)</sup> zu einer mit dem Attribut »slavisch« definierten Germania, die aber in der Kombination Germania Slavica lediglich einen wissenschaftlichen Hilfsbegriff darstellt, der erst nach der Mitte des 20. Jahrhunderts in Gebrauch kam<sup>2)</sup>. Beide Bezeichnungen bedeuten jedenfalls

1) Eine umfassende Zusammenstellung der mit den Slaven verbundenen Erwähnungen in den lateinischen Quellen bis zum Ende des 9. Jahrhunderts geben Jutta REISINGER/Günter SOWA, *Das Ethnikon Sclavi in den lateinischen Quellen bis zum Jahr 900* (Glossar zur frühmittelalterlichen Geschichte im östlichen Europa, Beiheft 6), Stuttgart 1990.

2) Dieser Beitrag thematisiert überblicksartig den Zeitraum der Begegnung von »deutsch« und »slavisch« sprechenden Individuen und Gemeinschaften von den ersten Anfängen bis zur weitgehenden sprachlichen »Germanisierung« im Gefolge des mit intensiven Migrationsbewegungen verbundenen hochmittelalterlichen Landesausbaus, wobei der langen Vorgeschichte dieser letzten Etappe ein in der Forschungsliteratur gewöhnlich nicht üblicher Platz eingeräumt wird. Dabei bleibt aber unbestritten, dass im Zusammenhang des Phänomens der seit dem späten 12. Jahrhundert intensivierten »deutschen Ostsiedlung« der Frage nach dem Verbleib der Slaven und damit auch nach möglichen Formen ihrer Akkulturation zweifellos die größte Bedeutung zukommt, zugleich aber auch die größte Sprengkraft. Nicht zuletzt wegen der großen, je nach Region unterschiedlichen, Bandbreite von Möglichkeiten zwi-

mehr als reine Landschaftsnamen, ja sie bergen eine Programmatik in sich, kommunizieren sie doch mit der sie prägenden Sprache und damit ebenfalls Kultur. Als Sklavinien wurden auch konkrete slavische Gemeinschaften und die von ihnen besiedelten Gebiete innerhalb des Byzantinischen Reiches bezeichnet<sup>3)</sup>, aber in dem hier behandelten Zusammenhang geht es um ein viel weiteres Verständnis im Sinn des gesamten Slavenlandes, wie es um das Jahr 1000 herum in verschiedenen Quellen aufscheint<sup>4)</sup>. Die Transformation, die sich hier im Laufe des Mittelalters generell und im Bereich der *Germania Slavica* in besonderen Formen vollzog, unterscheidet sich von dem bevorzugten Untersuchungsobjekt der modernen sozialwissenschaftlichen Transformationsforschung insofern, als die letztere unter ihrem Leitbegriff eher die schlagartige Veränderung im Wirkungsfeld des Wechsels der institutionellen Rahmenbedingungen versteht, wie sie vor allem nach dem Epochenjahr 1989 in Osteuropa, in den Transformationsstaaten, zu beobachten waren und noch sind. Von solch einem raschen Wandel, der auch noch mit ganz bestimmten, konkreten Ereignissen zu verbinden wäre, kann im Hinblick auf den Gegenstand der folgenden Erörterungen, die ja einen über mehrere Jahrhunderte sich hinziehenden Prozess betreffen, nicht die Rede sein.

schen Vernichtung und Vertreibung einerseits und friedlicher Integration andererseits, ist aber eine wissenschaftlich angemessene und objektive Würdigung des gesamten Komplexes außerordentlich schwierig, weshalb Wolfgang H. Fritze als einer der maßgeblichen Pioniere der *Germania Slavica*-Forschung ausdrücklich die gründliche interdisziplinäre Analyse in Teilregionen als Basis für ein vergleichendes Vorgehen forderte. Zu dem aus dieser Forderung abgeleiteten Forschungsprogramm siehe besonders Wolfgang H. FRITZE, Die Begegnung von deutschem und slavischem Ethnikum im Bereich der hochmittelalterlichen deutschen Ostsiedlung, in: Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie 2 (1984), S. 187–219. Eine Zusammenfassung des polnischen Standpunktes zu diesem Thema: Jan M. PISKORSKI, Die deutsche Ostsiedlung des Mittelalters in der Entwicklung des östlichen Mitteleuropas. Zum Stand der Forschung aus polnischer Sicht, in: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 40 (1991), S. 27–84. Man vergleiche zum Gebrauch und zur programmatischen Anwendung des Begriffes »*Germania Slavica*« die von FRITZE initiierte Reihe »*Germania Slavica*« (Bde 1–5, Berlin 1980–1987). Außerdem: Christian LÜBKE: *Germania-Slavica*-Forschung im Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas e. V.: Die *Germania Slavica* als Bestandteil Ostmitteleuropas, in: Struktur und Wandel im Früh- und Hochmittelalter. Eine Bestandsaufnahme aktueller Forschungen zur *Germania Slavica*, hg. von Christian LÜBKE, Stuttgart 1998, S. 9–16; DERS., *Germania Slavica*, in: Deutsche und Polen. Geschichte – Kultur – Politik, hg. von Andreas LAWATY und Hubert ORLOWSKI, München 2006, S. 26–33. Die für das Zusammenleben von Deutschen und Slaven wichtigen Aspekte hat zuletzt Winfried Schich zusammengestellt: Winfried SCHICH, Slawen und Deutsche im Gebiet der *Germania Slavica*, in: Kontinuitäten und Brüche. Lebensformen – Alteingesessene – Zuwanderer von 500 bis 1500, hg. von Karl KASER u. a. (Wiesers Enzyklopädie des europäischen Ostens 12), Klagenfurt 2010. Der Artikel ist auch einsehbar unter der Internetadresse [http://www.wg.uni-klu.ac.at/eoo/Schich\\_GermaniaSlavica.pdf](http://www.wg.uni-klu.ac.at/eoo/Schich_GermaniaSlavica.pdf). 84.

3) Johannes KODER, Sklavinien, in: *Lex.MA* 7 (1995), Sp. 1988.

4) Ich beziehe mich hier vor allem auf die Formulierung in *Scлавania*, womit der Ausstellungsort in *civitate Gnesni* in einer Urkunde Ottos III. vom März 1000 näher definiert wird. Siehe D. O. III. 349.

Grundsätzlich aber sind gewisse Parallelen zu den Elementen der Transformation durchaus zu erwarten, wie sie von den modernen Zeitgenossen festgestellt werden: die Überwindung vorheriger (seit 1945 wirksamer) Prozesse der Entfremdung und gleichzeitigen Anpassung an neue (in diesem Fall sowjetische) Kulturmuster durch umfangreiche Formen der Akkulturation, die sich nach 1989 in der DDR beziehungsweise in Ostdeutschland ebenso wie in den weiter östlich oder südöstlich gelegenen Ländern dadurch vollzog, dass westdeutsche oder generell westliche Kulturmuster adaptiert wurden. Im Verlauf dieses Wandels verlor das ganze System von Zeichen und Symbolen der alten, also im konkreten Fall der DDR-Kultur, seine Bedeutung, und nur einzelne Elemente blieben in marginalisierter Form erhalten oder wurden zu Sammlungs- und Museumsobjekten degradiert. Auch wenn es verwegen wäre, diese neuzeitliche Transformation unmittelbar auf geschichtliche Wirkungen des vorangehenden Jahrtausends zurückzuführen, muss hier dennoch der Hinweis darauf erfolgen, dass Regionen von diesem modernen Kulturwandlungsphänomen betroffen waren und sind, die in historischer Vergangenheit einmal der im Weiteren noch zu behandelnden *Sclavinia* angehörten und sogar Kernregionen der *Germania Slavica* bildeten. Immerhin ist dies ein Umstand, der sich bis heute in der Region vor allem östlich der Flüsse Elbe und Saale in einer großen Zahl von Ortsnamen slavischesprachiger Wurzel offenbart, deren Aussprache dem gewöhnlichen »Westdeutschen« einige Schwierigkeiten bereitet und ihm damit eine Besonderheit dieser Region unmittelbar verdeutlicht.

Die slavischen Toponyme<sup>5)</sup> immerhin geben schon Gelegenheit zu erkennen, dass die mittelalterliche Akkulturation, die einst die von slavisch sprechenden Menschen besiedelte Landschaften »deutsch« machte, keineswegs das vollständige Ausradieren der alten Kultur bedeutete. Welche Elemente des Wandels feststellbar sind, soll im Weiteren ausführlicher dargestellt werden, wobei auch andernorts angewandte methodische Schritte zur Erforschung des Kulturkontaktes den Leitfaden der Darstellung bilden können, nämlich die Beschreibung erstens der Ausgangslage – das ist in diesem Fall die *Sclavinia*, das weite Land der Slaven bis ins 10. Jahrhundert, zweitens die Schilderung des Prozesses der Übertragung von Kulturelementen – das wäre das allmähliche Vordringen deutschsprechender Individuen mit ihren Lebensformen in die *Sclavinia* im Rahmen von kriegerischer Eroberung und Landesausbau vom 10. bis ins 13. Jahrhundert, und drittens die Skizzierung der Ergebnisse des Kulturkontakts. Dabei gilt das Augenmerk weniger den

5) Um die Einordnung der slavischen Toponyme in die historischen, siedlungsgeschichtlichen, Zusammenhänge des mitteldeutschen Raumes hat sich vor allem die Reihe »Deutsch-slawische Forschungen zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte« verdient gemacht (Bde 1–41, zunächst Halle, später Berlin 1957–2007), wobei die Studien der Leipziger Sprachwissenschaftler Ernst EICHLER und Hans WALTHER besonders hervorzuheben sind. Für die nach Norden anschließenden Landschaften liegen die Bände des Brandenburgischen Namenbuches vor (Bde 1–12, Berlin 1967–2005); außerdem: Reinhold TRAUTMANN, Die elb- und ostseeslawischen Ortsnamen, Berlin 1949.

Eliten, deren Wirkung in den Quellen naturgemäß am besten bezeugt ist, als vielmehr den gesellschaftlichen Breitenwirkungen.

Wie nur im Fall weniger Themen deutscher historischer Forschung ist wegen ihrer langen zeitgebundenen politischen Instrumentalisierung aber auch ein kurzer Rückblick auf die Beschäftigung mit der Begegnung zwischen Deutschen und Slaven im Laufe der mittelalterlichen Geschichte zu werfen, wobei für die überwiegende Mehrzahl der deutschen Historiker für lange Zeit ein ziemlich eindeutiges und einfaches Interpretationsmuster der Akkulturationsvorgänge galt, das im Grunde besagte, dass die höherwertige deutsche Kultur die minderwertige slavische Kultur ablöste, wodurch aus unwegsamen Wäldern und Sümpfen quasi »blühende Landschaften« entstanden<sup>6)</sup>. Die Überzeugung von der Existenz eines grundsätzlichen Kulturgefälles zwischen Deutschen und Slaven entwickelte sich jedenfalls zu deutschem Allgemeingut, seit sich im Jahr 1848 in der Frankfurter Paulskirchenversammlung die nationalen Interessen der Deutschen mit denen der (slavischen) Polen als unvereinbar erwiesen. Denn dort ertotete der Abgeordnete Wilhelm Jordan stürmische Zustimmung, als er erklärte, dass man die Rechte der Deutschen, die sie sich während der mittelalterlichen Kolonisation durch Eroberung, Kolonisation und Gesittung erworben hätten, nicht um »schwachsinniger Sentimentalität« willen zu Gunsten der Polen aufgeben dürfe<sup>7)</sup>.

Der in dieser Argumentation geborgene anti-polnische (und damit allgemein anti-slavische) Akzent bestimmte dann in der Epoche zwischen Reichsgründung (1871) und Machtergreifung der Nationalsozialisten auch die Richtung wissenschaftlicher Fragestellungen, die sich schließlich seit den zwanziger Jahren in der »Ostforschung« bündelten, deren Repräsentanten zu einem beträchtlichen Teil in einer unheilvollen Allianz mit der Nazi-Ideologie standen. Die Ergebnisse der mittelalterlichen Kolonisation wurden dabei ganz überwiegend als Ausdruck deutschen Volkstums stilisiert, und die Reichweite der deutschen Kolonisation nach Osten diente der Bekräftigung deutscher Ansprüche auf den »Volks- und Kulturboden« (so beispielsweise bei Rudolf Kötzschke). Nach dem Zweiten Weltkrieg lebte die »Ostforschung« in einem modifizierten Konzept fort, in dem die Rolle der Deutschen in der mittelalterlichen Kolonisation nun – so Hermann Aubin in der ersten Nummer der neuen »Zeitschrift für Ostforschung« (Marburg 1952) – in »eine Ausweitung des abendländischen Lebensbereiches« eingebunden war,

6) Man vergleiche die umfassende Übersicht über die Entwicklung in der deutschen Geschichtswissenschaft bei Jörg HACKMANN/Christian LÜBKE, Die mittelalterliche Ostsiedlung in der deutschen Geschichtswissenschaft, in: *Historiographical Approaches to Medieval Colonization of East Central Europe. A Comparative Analysis against the Background of Other European Inter-Ethnic Colonization Processes in the Middle Ages*, hg. von Jan M. PIKORSKI, Boulder 2002, S. 179–219; außerdem FRITZE, *Begegnung* (wie Anm. 2), S. 187–193.

7) Informative Zusammenstellung der Quellenzeugnisse bei Michael G. MÜLLER/Bernd SCHÖNE-MANN, Die »Polen-Debatte« in der Frankfurter Paulskirche (Studien zur internationalen Schulbuchforschung 68), Frankfurt/Main 1991, S. 25–34; HACKMANN/LÜBKE, *Ostsiedlung* (wie Anm. 6), S. 186 f.

die von einem »ausschließlich romanisch-germanischen Kern des Abendlandes« ausgegangen sei und die Umwandlung der Region östlich der Deutschen in einen »Grenzsaum des Abendlandes« und schließlich in einen »abendländische(n) Ostraum« bewirkt habe<sup>8)</sup>.

In Abwandlung dieser Vorstellungen vom Deutschtum als »Kulturträger« gab dann Walter Schlesinger den Anstoß zur Überlegung einer neuen Begrifflichkeit, die dem Verhältnis zwischen Deutschen und Slaven angemessener schien. Anstelle von »Ostkolonisation« bevorzugte man nun »Ostsiedlung« und schließlich den quellennahen Terminus »Landesausbau«, und man verstand das so bezeichnete Phänomen als Bestandteil eines gesamteuropäischen kulturellen Prozesses; vor allem aber signalisierten die deutschen »Neustämme«, die – im Unterschied zu den »Altstämmen« der Sachsen, Franken, Alemannen und Bayern – aus den deutschen Zuwanderern und den slavischen Bewohnern erwachsen seien, eine Neubewertung der mittelalterlichen Verhältnisse, die Schlesinger als »Wohn- und Wirtschaftsgemeinschaft von Deutschen und Slaven« charakterisierte. Gemäß dem Konzept der Neustämme geht es also vor allem um die Mecklenburger, Pommern, Brandenburger, die mitteldeutschen Sachsen und die Schlesier sowie auch um die Preußen. An dieser Stelle darf natürlich auch der Hinweis darauf nicht fehlen, dass diese prinzipiell entnationalisierte und konkret entgermanisierte und statt dessen an Strukturen orientierte Denkweise vor ungefähr vierzig Jahren eben auf der Insel Reichenau im internationale Kontext diskutiert wurde und Anerkennung fand<sup>9)</sup>.

Es ist jedenfalls genau diese Konstellation der Beteiligung von Slaven an den hochmittelalterlichen Kolonisations- und Siedlungsvorgängen, die der Begriff *Germania Slavica* konzeptionell umfasst. Er entstand im Umfeld Schlesingers und wurde zuerst von Wolfgang H. Fritze benutzt<sup>10)</sup>. Seine weitere Verbreitung war mit einem nach dem Zweiten Weltkrieg einsetzenden Aufkommen der bis dahin in Deutschland wenig beachteten Slavenarchäologie verbunden, und zur gleichen Zeit wuchs im Rahmen der slavischen Sprachwissenschaft auch der sozial- und wirtschaftsgeschichtlich aussagekräftige Ertrag der Namenkunde, der gerade in der historischen deutsch-slavischen Kontaktzone reiches Forschungsmaterial zur Verfügung stellt. Denn bis zu einer Linie, die zum Teil noch einige Dutzend Kilometer westlich der Flüsse Elbe und Saale verläuft und die sich über das obere Maingebiet nach Süden fortsetzt, bezeugt das Vorkommen slavischer, häufig auch gemischt slavisch-deutscher, Ortsnamen die slavische Westsiedlung aus dem 7./8. Jahrhundert. So entstand denn auch »*Germania Slavica*« in Nachbildung zu dem Begriff »*Germania Romana*«, mit dem die Gebiete des Einflusses romanischer Substrate

8) Schilderung der Entwicklung bei HACKMANN/LÜBKE, Ostsiedlung (wie Anm. 6), S. 188–211.

9) Diese Tagungen wurden publiziert unter dem Titel: Die deutsche Ostsiedlung des Mittelalters als Problem der europäischen Geschichte. Reichenau-Vorträge 1970–1972, hg. von Walter SCHLESINGER (VuF 18), Sigmaringen 1975.

10) Vgl. die Literaturhinweise in Anm. 2.

auf die deutsche Sprachentwicklung gekennzeichnet wurden (zuerst 1922)<sup>11)</sup>. In Entsprechung dazu meint »Germania Slavica« jene einst von slavischen Bewohnern besiedelten Gegenden, die durch Zuzug von Deutschen unter Aufnahme der slavischen Substrate sprachlich germanisiert wurden. Den historischen Rahmen dafür gab die hoch- und spätmittelalterliche Kolonisation, in deren Verlauf die Anwendung gleicher rechtlicher Normen und neuartiger technisch-wirtschaftlicher Methoden ethnische und sprachliche Grenzen aufgehoben und integrative Wirkung entfaltet hatte.

## (2) DIE AUSGANGSLAGE

Die Feststellung der Reichweite der slavischen Ortsnamen nach Westen<sup>12)</sup> führt zu der eingangs genannten ersten Stufe der historischen Bestandsaufnahme, zur Darstellung der Ausgangslage vor dem Einsetzen von Akkulturation. Dabei ist aber erstens zu betonen, dass es im Unterschied zu älteren Vorstellungen im Licht der neueren Forschung ein solches Vorher in Form des kontaktlosen Nebeneinanders je unterschiedlicher Kulturgruppen im spätantiken und frühmittelalterlichen Europa gar nicht gegeben hat. Vielmehr muss man, ganz abgesehen von der gemeinsamen Herkunft aus bestimmten Sprachfamilien wie der indogermanischen, von ständigen Beeinflussungen und Überlappungen, ja von Integrationen ausgehen, von Phänomenen also, die zugegebenermaßen im Grad ihrer Wirksamkeit ganz unterschiedlich sein konnten. Dabei spielten die Migrationen eine Rolle, in deren Verlauf es auch zu germanisch-slavischen Kontakten im Sinne der Begegnung von Gruppen unterschiedlicher kultureller Traditionen gekommen ist. Ebenso ist mit einer über viele Jahrhunderte bestehenden Existenz von Handelsrouten zu rechnen. Über sie konnten Informationen und Kenntnisse über die »Anderen«, aber auch bestimmte Gegenstände als Importware und in ihrem Gefolge auch die Techniken ihrer Herstellung allmähliche Verbreitung finden, ohne dass man den Beginn dieses Prozesses exakt bestimmen könnte. Mit einiger Sicherheit aber kann man sagen, dass es in der uns hier interessierenden Raum-Zeit-Größe sicher nicht zum Aufeinanderprallen von Gemeinschaften kam, die sich in völliger gegenseitiger Verständnislosigkeit gegenüber gestanden hätten. Daher ist es auch schwierig, um nicht zu sagen fragwürdig, wenn versucht wird, eine typische materielle Kultur der frühen Slaven zu rekonstruieren, wie dies etwa von dem polnischen Archäologen Witold Hensel in den 50er Jahren des

11) Theodor FRINGS, *Germania Romana* (Teuthonista. Zeitschrift für deutsche Dialektforschung und Sprachgeschichte, Beiheft 4; Mitteldeutsche Studien. Arbeiten aus dem Germanistischen Seminar der Universität Leipzig, Heft 2), Halle 1932.

12) Die entsprechende Markierung findet sich in dem Handbuch *Die Slawen in Deutschland*, hg. von Joachim HERRMANN, Neubearbeitung Berlin 1985, Tafel 1.

20. Jahrhunderts mit Hilfe auch volkskundlicher Bestandsaufnahmen unternommen wurde<sup>13</sup>).

Das sollte aber nicht daran hindern zu versuchen, wenigstens einige charakteristische Besonderheiten der Sclavinia in der Zeit vom 6. Jahrhundert, als die Slaven erstmals in den schriftlichen Aufzeichnungen erschienen, bis zum 9. und 10. Jahrhundert zu skizzieren, als umfassende gesellschaftliche Wandlungen begannen, den Weg hin zu starken fürstlichen Herrschaftsgebilden zu markieren, aus denen schließlich mittelalterliche politische *nationes* erwachsen. Ein solcher Versuch kann freilich nur idealtypischen Charakter haben und soll nicht die Existenz stabiler Organisationsformen suggerieren, die wiederum bereits die Rahmenbedingungen für die Ausformung dauerhafter Kulturen in einem größeren geographischen Raum geschaffen hätten. Von Seiten der Archäologie, konkret von dem polnischen Archäologen Kazimierz Godłowski, kam der Vorschlag, die bei der Untersuchung der so genannten Prag-Korčak-Gruppe in einer weiten regionalen Verbreitung festgestellten Elemente auch als Basis eines weit verbreiteten »slavischen Kulturmodells« anzusehen, nämlich erstens den Gebrauch einfacher, unverzierter Tongefäße, zweitens die Benutzung halb in den Boden eingetiefter Grubenhäuser, und drittens die Anwendung der Brandbestattung<sup>14</sup>). Diese Elemente, verbunden mit einer extensiven Landwirtschaft mit Ackerbau und Viehzucht, kennzeichneten offenbar tatsächlich eine Zeitlang das Leben vieler Menschen in Osteuropa, doch dürfen Gemeinschaften, für die der Gebrauch genau dieser Kulturelemente charakteristisch war, nicht ohne weiteres als »slavisch« auch im Sinn einer seit Generationen existierenden sprachlich-ethnischen Einheit aufgefasst werden. Vielmehr sind zum »slavischen Modell« auch ethnogenetische Vorgänge zu rechnen, die sich in der Regel erst in den durch die Migrationen erreichten Landschaften abspielten, unter Einschluss von Individuen und kleineren Gemeinschaften, die sich während der Wanderungen angeschlossen hatten oder die an den neuen Wohnsitzen noch vorhanden waren<sup>15</sup>). Damit erklärt sich auch die große Zahl der in den schriftlichen Quellen überlieferten slavischen Ethnonyme, die in vielen Fällen erst in Anspielung auf die vorhandenen natürlichen Gegebenheiten entstanden und daher oft von Flussnamen abgeleitet sind.

13) Witold HENSEL, Die Slawen im frühen Mittelalter, Berlin 1965 (polnische Fassung Poznań 1951).

14) Kazimierz GODŁOWSKI, Die Frage der slavischen Einwanderung ins östliche Mitteleuropa, in: Zeitschrift für Ostforschung 28 (1979), S. 416–447; Karl W. STRUVE, Die Ethnogenese der Slawen aus der Sicht der Vor- und Frühgeschichte, in: Ethnogenese europäischer Völker, hg. von Wolfram BERNHARD u. a., Stuttgart/New York 1986, S. 297–321; umfassend zuletzt: Sebastian BRATHER, Archäologie der westlichen Slawen. Siedlung, Wirtschaft und Gesellschaft im früh- und hochmittelalterlichen Ostmitteleuropa (Reallexikon für Germanische Altertumskunde, Erg.-Bd. 61), Berlin <sup>2</sup>2008.

15) Maßgebend sind die auf den älteren Überlegungen von Reinhard WENSKUS (Stammesbildung und Verfassung, Köln/Graz 1961) basierenden und weiter entwickelten Arbeiten der sogenannten »Wiener Schule« um Herwig Wolfram und Walter Pohl.

Ein beredtes Zeugnis dieser Namensvielfalt und gleichzeitig der slavischen soziopolitischen Organisationsformen ist der so genannte Bayerische Geograph, eine insgesamt 58 Ethnonyme umfassende Namenliste der Gemeinschaften am »nördlichen Ufer der Donau« aus dem 9. Jahrhundert, die in lakonischer Form das Wissen der Franken über den osteuropäischen Raum in jener Zeit wiedergibt<sup>16</sup>). Genau genommen spiegelt der Bayerische Geograph eine sozio-politische Kleinheit der slavischen Gesellschaften wider, indem er jedem Ethnonym eine bestimmte Zahl von *civitates* zurechnet, insgesamt die immense Gesamtzahl von 14.773, die natürlich als in höchstem Maße fraglich erscheint. Jedoch sind die Angaben in Einzelfällen dort, wo man sie überprüfen kann, erstaunlich zuverlässig und lassen erkennen, dass es sich um Mikroregionen handelt, die um Burgen, oder genauer gesagt um Burgwälle, herum organisiert waren. Eine bestimmte Anzahl solcher Mikroregionen formte dann einen namentlich bezeichneten Stamm, der vom Bayerischen Geographen schlicht als *regio* bezeichnet wurde.

Dieser Befund in Kombination mit einigen schriftlichen Nachrichten über die Lebensweise der Slaven und mit der archäologischen Untersuchung der Burgwälle erlaubt den Schluss, dass es sich um »akephale« Gesellschaften handelte<sup>17</sup>). Ihre Mitglieder lebten in kleinen weilerartigen Siedlungen, offenbar in Familienverbänden, von denen mehrere sich zu der zentralen Burg hin orientierten, die als Fluchtburg diente, und die auch der Ort einer allmählichen hierarchischen Untergliederung, der Herausbildung einer lokalen Elite war, deren soziales Prestige anfangs dem Alter zu verdanken war. Älteste, *seniores*, slavisch *starejšiny*, sind jedenfalls in den schriftlichen Quellen häufiger in Führungspositionen nachzuweisen. Und sie spielten, in Form der Ahnenverehrung, offenbar auch eine Rolle in den religiösen Vorstellungen, in denen Züge der indogermanischen Mythologie zu erkennen sind. Neben einem Herrn der unteren Welt (Veles bei den Ostslaven), der auch die Verstorbenen betreute, verehrte man einen Herrn des Himmels, der die Sonne symbolisierte (Svarog, Dažbog) oder mit Blitzen bewaffnet war (Perun). Ihre Namen standen in engem Zusammenhang mit ihrer Erscheinungsweise oder mit der an sie gerichteten Erwartung<sup>18</sup>). Doch gab es wohl keinen allgemein verbindlichen »Olymp«

16) Die am besten kommentierte Edition findet sich bei Aleksandr V. NAZARENKO, *Nemeckie latinojazyčnye istočniki IX–XI vekov*, Moskva 1993, S. 7–51.

17) »Akephale« Gesellschaften können auch als »Gesellschaften ohne Staat« bezeichnet werden. Näheres zum soziopolitischen Hintergrund dieses Begriffes (vor allem am Beispiel afrikanischer Gesellschaften) findet sich bei Christian SIGRIST, *Gesellschaften ohne Staat und die Entdeckung der Social Anthropology*, in: *Gesellschaften ohne Staat. Gleichheit und Gegenseitigkeit*, hg. von Fritz KRAMER u. a., Frankfurt/Main 1978, S. 28–46. Zur Anwendung dieses Begriffes auf die Entwicklung im östlichen Europa im Mittelalters siehe Christian LÜBKE, *Fremde im östlichen Europa. Von Gesellschaften ohne Staat zu verstaatlichten Gesellschaften (9. bis 11. Jahrhundert)*, Köln 2001, passim.

18) So bedeutet slavisch *bog* »Gott«, aber auch »Glück, Reichtum«, Dažbog »gib Reichtum« oder »Gott, gib«; Svarog/Svarožic ist abgeleitet von altiranisch *svargas* »Himmel«, Perun ist zum Wortstamm *per-* »schlagen« zu stellen und Veles wird auch als *skotъjъ bog* »Viehgott« bezeichnet. Näheres zu slavischen Glaubensvorstellungen bei Alexander GIEYSZTOR, *Opfer und Kult in der slawischen Überlieferung*, in:



von Göttern, da viele der in den mittelalterlichen Quellen überlieferten Namen offenbar regional ausgeprägte Varianten gleichartiger Götter meinten. Überhaupt kann man von einer »Gentilreligion« sprechen, deren Götter in ihrer Wirksamkeit auf das engere Umfeld der einzelnen Stämme (der *gentes*) beschränkt waren<sup>19</sup>). Kultische Handlungen, für deren Durchführung man keine spezialisierte Priesterschaft benötigte, waren traditionell auf heilige Stätten in Hainen, an Quellen, Flüssen und Seen konzentriert, von denen man glaubte, dass sie von Geistern und Dämonen bevölkert seien. Im privaten, häuslichen Bereich und bei Zeremonien anlässlich von Geburt, Hochzeit und Tod waren kleine figürliche Darstellungen von Göttern, die in Taschen getragen oder vielleicht in Hausnischen aufgestellt wurden, sowie Fruchtbarkeitssymbole in Gebrauch, wie die bemalten und glasierten »Kiever Eier«, die als Ostereier bis heute erhalten sind<sup>20</sup>).

Allerdings erfasste seit dem 9. Jahrhundert in regional unterschiedlicher Form ein Wandel der Verhältnisse auch die religiöse Sphäre. Die Rahmenbedingungen dieses Wandels setzten die Konsolidierung der Wohnplätze und Stammesgrenzen nach Abschluss der slavischen Wanderungen (6.–8. Jahrhundert), die Ausbildung gewisser Rechts- und Verwaltungsstrukturen, die allmählich fortschreitende soziale Differenzierung sowie friedliche und kriegerische Kontakte an den Sprach- und Kulturgrenzen mit Fremden, die aber entlang der Handelsrouten auch ins Binnenland vordrangen. Äußeres Zeichen des Wandels der religiösen Vorstellungen war eine sich immer weiter entwickelnde bewusste bauliche Gestaltung von Kultplätzen bis hin zu Tempelanlagen; einer der ältesten Kultplätze ist jener von Groß Raden im heutigen westlichen Mecklenburg<sup>21</sup>). Das ist charakteristisch, denn es handelt sich um ein Phänomen, das von der Forschung zuerst für das Gebiet der Elb- und Ostseeslaven beobachtet und beschrieben wurde, wo eine –

FmSt 18 (1984), S. 249–265; Leszek MOSZYŃSKI, Die vorchristliche Religion der Slaven im Lichte der slavischen Sprachwissenschaft, Köln u.a. 1992; Zusammenstellung der relevanten Quellenstellen in: *Fontes historiae religionis Slavicae*, hg. von Karl H. MEYER, Berlin 1931.

19) Die konsequente Anwendung dieser Erkenntnis auf die mittelalterlichen Beziehungen zwischen Deutschen und Slaven und die Darstellung des fundamentalen Unterschiedes zur christlichen Universalreligion ist Hans Dietrich KAHL zu verdanken: *Slawen und Deutsche in der brandenburgischen Geschichte des zwölften Jahrhunderts*, Bde 1–2, Köln/Graz 1964, besonders S. 76–84; außerdem DERS., Die ersten Jahrhunderte des missionsgeschichtlichen Mittelalters. Bausteine für eine Phänomenologie bis ca. 1050, in: *Kirchengeschichte als Missionsgeschichte*, Bd. 2: Die Kirche des frühen Mittelalters, hg. von Knut SCHÄFERDIECK, München 1978, S. 11–76.

20) Anschauungsmaterial und weitere Informationen finden sich in dem Ausstellungskatalog: *Heiden und Christen. Slawenmission im Mittelalter*, hg. von Manfred GLÄSER u.a., Lübeck 2002; darin der Beitrag von Doris MÜHRENBURG, *Kult, Götter und Heiligtümer bei den Elbslawen*, S. 91–111.

21) Ewald SCHULDITZ/Manfred JÄHRIG, *Groß Raden: ein slawischer Tempelort des 9./10. Jahrhunderts in Mecklenburg* (Schriften zur Ur- und Frühgeschichte 39), Berlin 1985.

im Vergleich zu den anderen Slavengebieten bis weit nach Russland hinein – einmalige Dichte solcher Plätze festgestellt werden kann<sup>22)</sup>.

### (3) INTERAKTIONEN UND IHRE AUSWIRKUNGEN

Dieser Befund führt in den Westen der Sclavinia, in die Grenz- und Kontaktgebiete gegenüber den »deutsch« sprechenden Menschen, wo seit dem 10. Jahrhundert die Weichen für die spätere Formierung einer Germania Slavica gelegt wurden. Die ersten entscheidenden Schritte auf dem Weg dorthin wurden allerdings schon im späten 8. und 9. Jahrhundert unternommen, als die slavische Welt mehr und mehr in den Blick der Karolinger geriet. Die Kenntnis der Slaven aus westlicher Perspektive war freilich noch älter, hatte man sie doch bereits im Zusammenhang der Expansion des Avarnreiches nach Mitteleuropa hinein wahrgenommen<sup>23)</sup>. Für die Folgezeit ist ein im Großen und Ganzen friedlicher Rahmen der Begegnung mit den Slaven hervorzuheben, der sich in einer erstaunlichen geographischen Reichweite, nämlich nach Westen in Einzelfällen sogar bis über den Rhein hinüber<sup>24)</sup>, erstreckte. Wir wissen nicht genau, in welchen zeitlichen Etappen und in welchen Größenordnungen Slaven bis dorthin gelangten, aber die Grundzüge ihrer Immigration ins Frankenreich sind ziemlich klar erkennbar: Es handelte sich um keineswegs unwillkommene Siedler, die teils in die Grundherrschaften integriert wurden und Abgaben zahlten, sich teils aber auch Land selbst aneigneten und urbar machten. Eine kompakte Gruppe von Slaven siedelte am oberen Main; die Karolinger bezeichneten sie im 9. Jahrhundert als *Moinwinida et Radanzwinida*, als Main- und Rednitzwenden. Karl der Große bemühte sich um die Integration ihrer *terra* beziehungsweise *regio Sclavorum* in das Frankenreich und befahl die Einrichtung spezieller Slavenkirchen zur Beschleunigung ihrer Christianisierung. Die hier unter karolingischer Regie angelegten Siedlungen führten häufig deutsch-slavische beziehungsweise slavisch-deutsche Mischnamen, die als Zeugnis des friedlichen Zusammenlebens aufgefasst werden können. Die für das bayerische Donaugebiet niedergeschriebene Zollordnung von Raffelstetten vom

22) Siehe dazu Leszek Paweł SŁUPECKI, *Slavonic Pagan Sanctuaries*, Warsaw 1994; Michael MÜLLER-WILLE, *Opferkulte der Germanen und Slawen (Archäologie in Deutschland, Sonderheft 1999)*, Stuttgart 1999.

23) Davon zeugt vor allem die Chronik des sog. Fredegar mit ihrem Bericht über das Reich des Samo und mit der Erwähnung eines *dux* der Sorben namens Dervan. Siehe *Chronicarum quae dicuntur Fredegarii Scholastici libri IV. cum continuationibus*, hg. von Bruno KRUSCH, in: *Fredegarii et aliorum Chronica. Vitae sanctorum (MGH SS rer. Merov. 2)*, Hannover 1888, S. 1–193; mit deutscher Übersetzung in: *Quellen zur Geschichte des 7. und 8. Jahrhunderts, übertragen von Herbert HAUPT u. a. (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters 4a)*, Darmstadt 1982.

24) Belege dafür liefert Wolfgang HAUBRICHS, *Der Prestarievertrag des Bischofs Theotelach von Worms mit dem Grafen Erinfried vom Jahr 891*, in: *Jahrbuch für westdeutsche Landesgeschichte* 16 (1990), S. 1–83.

Beginn des 10. Jahrhunderts sprach schließlich sogar ausdrücklich von den »Slaven dieses Vaterlandes« (*Sclavi istius patriae*)<sup>25</sup>, womit Bayern gemeint war. Dabei blieb die sprachliche und ethnische Besonderheit dieser Slaven innerhalb des Frankenreiches offenbar vielfach bestehen, woran die weltlichen Autoritäten und Grundherren kaum Anstoß nahmen, wohl aber vereinzelt Kirchenleute, von denen dem Missionar Bonifatius und seinem Schüler, dem späteren Abt Sturmi von Fulda, insbesondere der angeblich furchtbare Gestank der Slaven auffiel<sup>26</sup>.

Etwa seit dieser Zeit auch bezeugen die Quellen eine etwas genauere Kenntnis der Verhältnisse weiter im Osten, außerhalb der Reichweite direkter fränkischer Herrschaft: Abodriten, Wilzen und Sorben, die drei großen Stammesverbände der Elb- und Ostseeslaven, gerieten seit einem Feldzug Karls des Großen von 789 unter karolingische Oberherrschaft, die sich aber genau genommen auf die Besetzung der jetzt erstmals sichtbar werdenden höchsten Fürstentümer beschränkte<sup>27</sup>. Die Idee, die östlichen Nachbarn mit Hilfe der Taufe an das neue Imperium zu binden oder sogar zu integrieren, spielte dagegen eine allenfalls in Ansätzen erkennbare Rolle. Es scheint, als hätten sich die Karolinger völlig auf die Festigung und Sicherung einer gut sichtbaren Reichsgrenze an den Flüssen Elbe und Saale konzentriert. Diese Grenze war aber in der Realität nicht etwa nur linear, sondern sie war zugleich eine echte Grenzzone, eine Mark, in der beiderseits dieser Flüsse Slaven wohnten und sicher auch miteinander kommunizierten. Es war eine Zone, wo in der Mitte des 9. Jahrhunderts der damalige *dux Sorabici limitis* Thakulf die *leges et consuetudines Sclavicae gentis* kennen lernte, wie die Fuldaer Annalen zum Jahr 849 berichteten<sup>28</sup>.

25) Sie werden so genannt in der Zollordnung von Raffelstetten, in: MGH Capit. 2, hg. von Alfred BORETIUS und Victor KRAUSE, Hannover 1897, Nr. 253, §§ 4, 6.

26) In einem Brief aus dem Jahr 746/747 bezeichnete Bonifatius die Slaven (*Uinedi*) als *foedissimum et deterrimum genus hominum*: S. Bonifatii et Lulli epistolae, hg. von Michael TANGL (MGH Epp. sel. 1), Berlin 1916, Nr. 53, S. 150. Diese Einstellung übertrug sich offenbar auf seinen Schüler, den späteren Abt Sturmi von Fulda, in dessen Vita erzählt wird, Sturmi sei auf der Suche nach einem passenden Ort für die Fuldaer Klostergründung auf der nach Mainz führenden Straße unterwegs gewesen, als er mit einer Gruppe von Slaven in Kontakt kam, die nackt in der Fulda badeten. Von ihrem Anblick habe er einen so heftigen Widerwillen körperlich empfunden, dass er vor dem von ihren Göttern ausgehenden Gestank erschauerte und zu zittern begann: *Eigili vita Sturmi abbati Fuldensis*, hg. von Georg Heinrich PERTZ (MGH SS 2), Hannover 1829, S. 365–377, hier cap. 7, S. 369; vgl. dazu Pius ENGELBERT, *Die Vita Sturmi des Eigil von Fulda. Literar-kritisch-historische Untersuchung und Edition*, Marburg 1968, S. 83.

27) Solche Maßnahmen werden vor allem in den sog. Reichsannalen vom späten 8. bis in die 20er Jahre des 9. Jahrhunderts bezeugt. Siehe: *Annales regni Francorum*, hg. von Friedrich KURZE (MGH SS rer. Germ. 6), Hannover 1895; mit deutscher Übersetzung in: *Quellen zur karolingischen Reichsgeschichte 1*, hg. von Reinhold RAU, Darmstadt 1955, S. 9–155.

28) *Annales Fuldenses*, hg. von Friedrich KURZE u. a. (MGH SS rer. Germ. 7), Hannover 1891; mit deutscher Übersetzung in: *Quellen zur karolingischen Reichsgeschichte 3*, hg. von Reinhold RAU, Darmstadt 1960, zum Jahr 849.

Um diese Zeit bahnte sich bereits ein Wandel der politischen und sozio-ökonomischen Verhältnisse im Osten Europas an – die Transformation der akephalen Gesellschaften zu von christlichen Fürsten und ihren Dynastien regierten Herrschaftsgebilden. Einen ersten Höhepunkt erreichte die Entwicklung in Großmähren, dessen rege Beziehungen zum Ostfränkischen Reich und zum Apostolischen Stuhl bereits eine ganze Reihe jener Elemente offenbaren, die später die Verhältnisse zwischen den Eliten in Ost und West prägen sollten. Am eindrucksvollsten ist dabei die Tatsache, dass der Mährerfürst Svato-*pluk* in Umkehrung älterer Praktiken bei den Karolingern als Taufpate auftrat, als er nämlich den nach ihm Zwentibold genannten Sohn König Arnulfs aus der Taufe hob<sup>29)</sup>.

Soweit es die Slaven in der vorhin erwähnten Grenzzone an Elbe und Saale betrifft, ist aber kein Unterschied zu den Verhältnissen im 9. Jahrhundert zu beobachten. In den Gebieten westlich von Elbe und Saale blieb die Anwesenheit und Beteiligung slavischer Siedler an den Grundherrschaften im 10. Jahrhundert unvermindert erhalten, wobei man sie überwiegend zur unteren Bevölkerungskategorie rechnete. Schenkungsurkunden der Ottonen trennten dabei zwar Slavenfamilien (*familiae Sclavorum*), die in größerer Zahl in Dörfern im mittleren Elbe- und im Saalegebiet (Nordthüringgau, Harzgau, Schwabengau und so weiter) wohnten, von den anderen »Familien der Kolonen, Liten und Knechte« (*familiae colonorum, litorum, servorum*), doch unterschieden sich diese beiden Kategorien in den Beziehungen zu ihren – deutschen – Grundherren kaum voneinander<sup>30)</sup>. Die Hervorhebung der »Slaven« in den Urkunden ist wohl der Tatsache zu danken, dass sie erst kurze Zeit zuvor zur Ansiedlung auf Königsgut angeworben worden waren, und dass sie sich in sprachlicher und sozialer Hinsicht von den deutsch sprechenden Familien abhoben. Die Slaven wohnten zum Teil in eigenen Dörfern, zum Teil aber auch nur in eigenen Dorfteilen, das heißt auf engstem Raum mit den deutschen Nachbarn. Es scheint, als sei zumindest in diesem Teil der »slavischen Welt« die Begegnung zwischen deutsch und slavisch sprechenden Individuen weitgehend zur Normalität geworden. Allerdings fehlen Informationen über das Verhältnis der links der Flüsse Elbe und Saale lebenden Slaven zu ihren Sprachverwandten jenseits dieser Flüsse. Möglicherweise fungierten die westlichen Slaven als eine Art von Kulturvermittlern gegenüber den östlichen, doch wir wissen nicht, ob sie überhaupt in Kontakt miteinander standen, und wenn ja, in welcher Form und Intensität. Allenfalls kann man darüber spekulieren, ob die Anwesenheit der Slaven als in die Wirtschaft integrierte Bevölkerungsgruppe im Reichsgebiet den Effekt hatte, dass die Anderen, also die deutsch Sprechenden, die slavisch Sprechenden

29) Vgl. dazu Eduard HLAWITSCHKA: Die Verbreitung des Namens Zwentibold in frühdeutscher Zeit. Personengeschichtliche Beobachtungen und Erwägungen, in: Festschrift für Herbert Kolb zu seinem 65. Geburtstag, hg. von Klaus MATZEL u. a., Bern u. a. 1989, S. 264–292; Arnold ANGENENDT, Kaiserherrschaft und Königstaufe, Berlin 1984, S. 238 und 243.

30) Die entsprechenden Urkunden werden thematisiert bei Christian LÜBKE, Regesten zur Geschichte der Slaven an Elbe und Oder (vom Jahr 900 an), Teil I–V, Berlin 1985–1988, hier Teil II, Nr. 52, 54, 58, 62.

den doppelt wahrnahmen: als »unsere« (dann integrierte und akkulturierte) Slaven hier, und als »barbarische« Slaven jenseits der Flüsse<sup>31)</sup>.

Aus Sicht der Ottonen und der sie stützenden ostsächsisch-thüringischen Adelsfamilien lag es jedenfalls nahe, eine Ausweitung ihres Einflusses über die alte Reichsgrenze hinaus nach Osten ins Auge zu fassen, wofür aber zunächst strategisch-militärische Gründe den Ausschlag gaben, nämlich das Ziel, die Ungarneinfälle zu verhindern und dafür eine aktive Vorfelddpolitik auf dem Territorium der slavischen Nachbarn zu betreiben. Dazu gehörten auch die unter militärischem Druck gestalteten Beziehungen zu den inzwischen stärker gewordenen slavischen Fürstenfamilien, besonders zu den Přemysliden im böhmischen Prag und zu den Stodoranen im havelländischen Brandenburg, von denen sich die ersten schon länger und sicher zum Christentum bekannten, die zweiten sich zumindest gegenüber der Lebensweise der mächtigen Nachbarn offen zeigten. Denn nicht nur kam der Thronfolger Otto nach der Eroberung der Brandenburg (928) einer slavischen Edlen wohl eben aus diesem Fürstensitz so nahe, dass sie ihm bald danach einen Sohn gebar, den späteren Erzbischof Wilhelm von Mainz, sondern es wurde auch ein Repräsentant der Brandenburger Familie mit Namen Tugumir (womöglich zur Erziehung) in ein sächsisches Kloster gebracht, von wo er wenige Jahre später nach Brandenburg aufbrach, dort die Herrschaft übernahm, die Heinrichs Sohn Otto mittlerweile entglitten war, und danach die Burg wieder an den König überreichte, der dadurch zugleich die Herrschaft »bis zur Oder« erlangte<sup>32)</sup>.

Damit war die Basis für die ottonische Expansion in das Slavenland gelegt, die mit der institutionellen Ausweitung des Christentums jenseits von Elbe und Saale ihr sichtbares Zeichen erfuhr, und zwar zum formalen Abschluss mit der Gründung des Erzbistums Magdeburg im Jahr 968. Der christlichen Kirche mit ihren Bischöfen und sicher noch geringen Zahl von Klerikern stellte Otto I., inzwischen als Kaiser auch formal der Ausbreitung und dem Schutz des Christentums verpflichtet, mit den Markgrafen Repräsentanten der weltlichen Macht zur Seite. Ihnen oblag die Verteidigung der Kirche innerhalb des ja noch von paganen Slaven bewohnten Landes und die Eintreibung von Tributen. Der damit zweifellos verbundene Aufbau eines Stützpunktsystems und Verwaltungsapparates, der durch die Einrichtung so genannter Burgwarde<sup>33)</sup> am Ort der älteren slavischen Burgen an die vorhandenen Gegebenheiten anknüpfte, musste nicht nur zu einer Vervielfachung der Begegnungen führen, sondern auch zur Änderung der gewohnten Lebensverhältnisse der Slaven, zumindest was ihre religiösen Verhältnisse und, da ihre Stammeselite entmachtete wurde, auch ihre politische Verfasstheit betraf. Aus Sicht des

31) So bezeichneten die Lorscher Annalen die auf Seiten der Franken kämpfenden heidnischen Abodriten am Ende des 8. Jahrhunderts als *Sclavi nostri*: *Annales Laureshamenses*, hg. von G. H. PERTZ, in: MGH SS 1, Hannover 1826, S. 22–39, zum Jahr 798.

32) LÜBKE, Regesten (wie Anm. 30), Teil II, Nr. 66.

33) Gerhard BILLIG, Die Burgwardorganisation im obersächsisch-meißnischen Raum. Archäologisch-archivalisch vergleichende Untersuchungen, Berlin 1989.

Kaisers und seiner Mitarbeiter war damals die vollkommene Entwicklung der *Sclavinia* zu einem integralen Bestandteil des Reiches vorgezeichnet. Dies verdeutlicht die berühmte Darstellung der vier huldigenden Provinzen, die dem Kaiser Gaben darbringen: Unter ihnen erscheint um die Jahrtausendwende auch die *Sclavinia*<sup>34)</sup>. In die Symbolik dieses Bildes fließt aber auch eine höhere Komponente ein, die das *renovatio imperii*-Konzept Kaiser Ottos III. und seinen Wunsch betrifft, die christlichen Könige der *Sclavinia*, insbesondere den polnischen Fürsten Bolesław Chrobry, in sein Reich zu integrieren, wofür sinnbildlich der Akt von Gnesen im Jahr 1000 als ein Knotenjahr der Geschichte des östlichen Europa steht<sup>35)</sup>.

Als ein solches Knotenjahr gibt das Jahr 1000 die Gelegenheit, querschnittsartig nach den Feldern und Gelegenheiten zu fragen, in deren Zusammenhang sich für die unter die Herrschaft des westlichen Römischen Reiches geratenen Slaven Ansätze zur Akkulturation ergeben konnten. Da ist zunächst die abhängig gewordene slavische Bevölkerung als Ganzes ins Auge zu fassen, von der aber nur ein einziger Repräsentant namentliche Erwähnung in den schriftlichen Quellen fand, ein *servus* Nezan, der als Dienstmann in der Burg Zwenkau im Jahr 974 offenbar eine Vertrauensstellung inne hatte<sup>36)</sup>. Über seine Herkunft wird nichts gesagt. Es ist aber charakteristisch, dass Nezan gleich östlich der Saale, im direkten Vorfeld Thüringens begegnet, wo die Durchdringung des ursprünglich rein slavisch besiedelten Landes mit den neuen Strukturen kirchlicher und weltlicher Organisationsformen rascher als in anderen Gebieten voranschritt. Die Mitwirkung einer größeren Anzahl ostsächsisch-thüringischer Adelsfamilien an diesem Prozess führte hier, wo der militärische Widerstand der sorbischen Stämme schon zur Zeit des Markgrafen Gero endgültig gebrochen worden war<sup>37)</sup>, zur Entstehung einer Übergangszone mit einer fortschreitenden Verschränkung zwischen Altsiedelland und Markengebiet. Der slavische Gau Neletici, also das Gebiet um Halle an der Saale, hatte im Jahr 953 noch

34) In der um das Jahr 1000 entstandenen Darstellung nähern sich vier huldigende, Gaben darbringende Jungfrauen, die namentlich als Provinzen gekennzeichnet sind, dem auf dem Thron sitzenden Kaiser: *Roma*, *Gallia*, *Germania* und ganz außen *Sclavinia*.

35) Dieser Komplex wurde im Zusammenhang des Millenniums des Aktes von Gnesen vielfach thematisiert, besonders eindrucksvoll in der internationalen Ausstellung »Europas Mitte um 1000«. Siehe dazu Ausstellungskatalog und Essayband: *Europas Mitte um 1000. Beiträge zur Geschichte, Kunst und Archäologie*, Handbuch zur Ausstellung, Bde 1–2, hg. von Alfried WIECZOREK, Stuttgart 2000. Eine Bestandsaufnahme der interethnischen Beziehungen dieser Zeit liefert Christian LÜBKE, *Slaven und Deutsche um das Jahr 1000*, in: *Mediaevalia Historica Bohemica* 3 (1993), S. 59–90.

36) D. O. II. 89; LÜBKE, *Regesten* (wie Anm. 30), Teil III, Nr. 176.

37) Von den durch zeitgenössische Quellen überlieferten Ereignissen spricht für eine solche Interpretation der Verhältnisse der Bericht Widukinds von Corvey von der Beseitigung von 30 *principes barbarorum* anlässlich eines von Gero gegebenen Gastmahls. Siehe *Widukindi monachi Corbeiensis rerum gestarum Saxoniarum libri tres*, neu bearb. von Paul HIRSCH u. a. (MGH SS rer. Germ. 60), Hannover 1935, II, 20.

als *patria Sclavorum* gegolten, die von Thüringen (*Thuringia*) unterschieden wurde<sup>38</sup>). Einige Jahre später waren hier neben Slaven bereits deutsche Hörige (*mancipii Teutonici et Sclavani*) angesiedelt worden.

Flächendeckend allerdings fand in ökonomischer Hinsicht keine Angleichung an die Verhältnisse im Reich statt. Vielmehr herrschten weiterhin die Bedingungen der Tributherrschaft: Die Markgrafen als Stellvertreter des Königs stellten die Einziehung des den Slaven kollektiv auferlegten Tributs sicher, der sich an der traditionellen slavischen Wirtschaftsweise und deren spezifischen Produkten orientierte, insbesondere an den im Westen begehrten Gütern Silber, Wachs, Honig und Pelzwerk. Die Verteilung der Lasten wurde offenbar durch die Bevölkerung selbst geregelt. Am täglichen Leben des weitaus größten Teils der bäuerlichen Bevölkerung hat sich unter deutscher Herrschaft nichts verändert<sup>39</sup>).

Auch blieb die Zahl königlicher beziehungsweise kaiserlicher Schenkungen von Grundbesitz und damit die Basis für die Entwicklung grundherrschaftlicher Verhältnisse im Gebiet östlich der Saale und besonders der Elbe in ottonischer Zeit ziemlich gering. Auf der Grundlage solcher Übertragungen hat beispielsweise das Kloster Memleben an der mittleren Elbe den Landesausbau früh vorangetrieben. Im Jahr 979 erhielt es hier die beiden Burgen Elsnig und Domnitzsch mit Zubehör<sup>40</sup>), und als Abt Reginold sie dreizehn Jahre später im Tausch an den Kaiser zurückgab, waren in ihrer Umgebung Dörfer entstanden, von deren Namen einer deutsch war, während sechs deutsch-slavische Mischnamen trugen<sup>41</sup>). Möglicherweise handelte es sich bei ihnen um traditionelle – als *villulae* bezeichnete – Kleinsiedlungen. Ihre Namen gingen vermutlich auf die slavischen Oberhäupter von Großfamilien zurück, und sie wurden von dem Schreiber der Urkunde zusätzlich mit dem deutschen Grundwort -dorf versehen. Doch ist hier auch der Beginn neuer Wirtschaftsweisen zu erkennen, da ein Getreuer des Kaisers, Ruodolt, in diesen Orten insgesamt zwanzig Königshufen zu Eigen erhielt. Die für ihn zu erwartenden Einkünfte standen also mit der Bewirtschaftung neu vermessener Hofstücke in Zusammenhang.

Offenbar gab es für Angehörige der sächsischen Oberschicht im Slavengebiet weitere Nutzungsrechte an Grund und Boden, die nicht aus königlichen Schenkungen stammten. Einer der »Gefährten Willos« jedenfalls, von dem Bischof Thietmar von Merseburg in seiner Chronik zum Jahr 990 erzählt, besaß ein *predium* im slavischen Gau Selpoli, dessen Einordnung unter die Oberherrschaft des Reiches zu dieser Zeit ziemlich unsicher war. Die Teilnahme an einer sächsischen Heeres-Expedition nutzte er zur Inspi-

38) D. O. I. 165; LÜBKE, Regesten (wie Anm. 30), Teil II, Nr. 89.

39) LÜBKE, Slaven (wie Anm. 35), passim.

40) D. O. II. 196; LÜBKE, Regesten (wie Anm. 30), Teil II, Nr. 203.

41) D. O. III. 103; LÜBKE, Regesten (wie Anm. 30), Teil III, Nr. 274.

zierung seines Gutes<sup>42</sup>). Sollte »Willos Gefährte« hier, in günstiger Lage zum Oder-Wasserhandelsweg, auf eigene Faust und in Kontakt mit dem lokalen Adel eine eigene Hof-Wirtschaft betrieben haben?

Auf welche Weise sich Ruodolt oder der »Gefährte Willos« die Arbeitskraft der bei ihren Besitzungen ansässigen Slaven nutzbar machte, ist nicht zu rekonstruieren. Die ältesten Bestimmungen des Nienburger Fragments<sup>43</sup>), die auf Heinrich II. zurückgehen, berechnen die Abgaben abhängiger slavischer Bevölkerung (Honig, Felle, Fische, Hopfen) jedenfalls nicht nach dem Haken, sondern angelehnt an traditionelle slavische Einheiten nach dem Haus. Möglicherweise ließen Grundherren auch Sklaven für sich arbeiten, die als Kriegsgefangene oder verurteilte Straftäter ihre Freiheit verloren hatten und als potentielle Ware auch auf dem Sklavenmarkt angeboten wurden, wobei auch das seit langem gültige Verbot, Christen an Heiden zu verkaufen, häufig unterlaufen wurde. Thietmar von Merseburg zog für die Verbildlichung der Auflösung des Bistums Merseburg den Vergleich mit einer slavischen Familie heran, deren Mitglieder getrennt und in die Sklaverei verkauft wurden<sup>44</sup>).

Aus dieser Perspektive betrachtet schien es den Slaven eher angeraten, sich von den Repräsentanten der neuen Macht so weit wie möglich fern zu halten, und es wird auch verständlich, worin der Kern des Widerstandes bestand, als sich in der Mitte des 10. Jahrhunderts die nördlichen Stämme der Abodriten und Wilzen mit der Forderung nach eigenständiger *dominatio regionis* an Otto I. wandten, verbunden mit der Ankündigung, andernfalls wollten sie für ihre Freiheit (*pro libertate*) ins Feld ziehen<sup>45</sup>), was eine ungefähre Vorstellung von dem vermittelt, was die Unterworfenen verloren: Es ging um ihre traditionelle Lebensweise, um ihre kulturelle (religiöse) und politische Autonomie, die mehr und mehr eingeschränkt wurde.

Davon war besonders die Oberschicht betroffen, die stammesfürstliche Elite und die breitere Schicht slavischer Burgvorsteher. In der Literatur wird, darin offenbar beeinflusst von der Nachricht Widukinds von Corvey, der Markgraf Gero habe dreißig slavische *principes* bei einem Gastmahl ermorden lassen<sup>46</sup>), zumeist mit der »planmäßigen Vernichtung« oder »Beseitigung« zumindest der sorbischen Elite gerechnet. Für ihr »institutionelles Fortleben« (Schlesinger) unter den Bedingungen der Markenorganisation gab es wohl tatsächlich keinen Platz mehr. Andererseits gibt es eine Reihe von Hinweisen

42) Thietmari Merseburgensis episcopi chronicon, hg. von Robert HOLTZMANN (MGH SS rer. Germ. N. S. 9), Berlin <sup>2</sup>1955, IV, 11; LÜBKE, Regesten (wie Anm. 30), Teil III, Nr. 252.

43) Rudolf LEHMANN, Urkundeninventar zur Geschichte der Niederlausitz bis 1400, Köln/Graz 1968, S. 576f.

44) Thietmar (wie Anm. 42), III, 16. Man vergleiche dazu Walter SCHLESINGER, Die Verfassung der Sorben, in: Siedlung und Verfassung der Slaven zwischen Elbe, Saale und Oder, hg. von Herbert LUDAT, Gießen 1960, S. 75–102, hier S. 97f.

45) Widukind (wie Anm. 37), III, 53; LÜBKE, Regesten (wie Anm. 30), Teil II, Nr. 100.

46) Vergleiche oben, Anm. 37.



auf den Fortbestand der schon erwähnten slavischen Dynastie in der Brandenburg<sup>47)</sup>. Und wenn im Jahr 993 anlässlich der Übereignung von Potsdam und Geltow im Hevelergau an Mathilde, die Äbtissin von Quedlinburg, in der Schenkungsurkunde ausdrücklich erwähnt wurde, dass die Orte auf der Insel des Chotemysl lagen<sup>48)</sup>, dann spricht dies eher für die Beteiligung dieses zur Schicht der *primores* gerechneten Slaven, als für seine vorherige Ausschaltung.

Insgesamt bietet das Urkundenmaterial zwar nur wenige Anhaltspunkte für eine aktive Mitwirkung von Slaven an dem Umgestaltungsprozess in den Marken bereits im 10. Jahrhundert. Doch genügen sie, um eine Linie zu einigen namentlich erwähnten sorbischen *milites* und *fideles*<sup>49)</sup> zu ziehen, die in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts hauptsächlich als Nutznießer königlicher Schenkungen erscheinen. Die Chance zur Wahrung und Festigung ihrer gesellschaftlichen Sonderstellung und damit auch zur Integration in das neue politische System wird vor allem in ihrer Funktion als Mittler gelegen haben, die im Dienst für die Reichsgewalten oder für die neuen Grundherren bei der lokalen Bevölkerung Abgaben eintrieben. In einer Urkunde des Jahres 1011 wird ein Siegfried erwähnt, der im Besitz des Burgwardes Dretzel im Gau Moraciani (östlich von Magdeburg) gewesen war<sup>50)</sup>. Wahrscheinlich war er dort Nachfolger seines Vaters, des Slaven *Zrubo*, der seine Stellung durch die Ehe mit einer sächsischen Adligen (nur so ist die Namengebung für Siegfried zu erklären) auch unter deutscher Herrschaft hatte bewahren können. Warum Siegfried seinen Burgward verloren hatte, ist nicht geklärt.

Neben der Einbindung in das Verwaltungssystem der Marken bot sich, gerade angesichts der Rivalität konkurrierender regionaler Gewalten einschließlich Böhmens, für slavische Adlige und Freie die militärische Tätigkeit in einem gefolgschaftlichen Verhältnis an. Zwischen den Fronten hatten etwa die 1005 hingerichteten slavischen *optimi* Boris und Vsemysl laviert<sup>51)</sup>, und der ständigen Kriegsgefahr hatten die slavischen, in Meißen stationierten *Vethenici* ihre außerordentliche Bedeutung zu verdanken<sup>52)</sup>. Slavische Waffenträger gehörten auch zu den ständigen Begleitern Kaiser Ottos II. Nach der Niederlage des sächsischen Heeres im Kampf gegen die Sarazenen bei Cotrone im Jahr 982 retteten ihm seine *milites* Heinrich, dessen slavischer Name *Zolunta* lautete, und Liuppo

47) Der brandenburgischen Fürstenfamilie der Heveller galt die besondere Aufmerksamkeit Herbert LUDATS in seiner bahnbrechenden, alle Beziehungsstränge minutiös nachzeichnenden Studie über die Rolle der Elbslaven in der Politik im Bereich der Elbmarken des 10. Jahrhunderts. Siehe Herbert LUDAT, *An Elbe und Oder um das Jahr 1000. Skizzen zur Politik des Ottonenreiches und der slavischen Mächte in Mitteleuropa*, Köln/Wien 1971.

48) D. O. III. 131; LÜBKE, *Regesten* (wie Anm. 30), Teil III, Nr. 281.

49) Budislav (im Jahr 1017), Dirsico (1028), Zulizo (1031), Szuuizla (1031), Moic (1042) und Jarmir (1045): siehe dazu LÜBKE, *Regesten* (wie Anm. 30), Teil IV, Nr. 514, 581, 597, 601, 658, 677.

50) D. H. II. 237; LÜBKE, *Regesten* (wie Anm. 30), Teil III, Nr. 438.

51) Thietmar (wie Anm. 42), VI, 28; LÜBKE, *Regesten* (wie Anm. 30), Teil III, Nr. 401.

52) LÜBKE, *Regesten* (wie Anm. 30), Teil III, Nr. 352, 424. Näheres bei Christian LÜBKE, *Vethenici und Wettiner*, in: *Beiträge zur Namenforschung*, NF 21 (1986), S. 401–428.

das Leben<sup>53</sup>). Letzterer war wahrscheinlich identisch mit Ottos Mundschenk Liuvo, dem der Kaiser östlich der Saale im Gau Serimunt das Dorf Biendorf übereignet hatte<sup>54</sup>).

In Ostbayern hatte im Jahr 976 Otto II. einem Slaven zwei Hufen übereignet, und am Ende des Jahrhunderts legte ein slavischer Grundbesitzer einen Neubruch an, der dann in den Besitz des Stiftes Kremsmünster überging<sup>55</sup>). Dass Slaven nicht nur als Angesiedelte, sondern wie in diesem Fall in leitender Funktion am Landesausbau unter deutscher Herrschaft beteiligt waren, beweist auch das toponymische Material, dabei besonders eindrucksvoll wiederum im Saalegebiet durch deutsch-slavische Mischnamen vom Typ slavischer PN+-dorf<sup>56</sup>). Archäologisches Material, das diesen Befund untermauern könnte, gibt es aber für die Zeit um die Jahrtausendwende nicht. In diesem Sinne, nämlich als Kennzeichnung eines quasi amtlichen Auftrages im Landesausbau und damit einer sozialen Sonderstellung, werden dagegen Messerscheidenbeschläge aus dem 11. und 12. Jahrhundert gedeutet<sup>57</sup>).

Das Bild vielfältiger Beziehungen zwischen Deutschen und Slaven wird noch durch Funde in Thüringen reicher, also sogar in dem Streifen älterer deutscher Herrschaft, wo das Weiterleben slavischer Kulturelemente bezeugt ist. Es handelt sich um Körpergräber mit einer reichen Ausstattung an Beigaben von Schläfenringen, Karneolperlen, Achat, Kristall und Glas<sup>58</sup>). Für das Saalegebiet ist ein chronologisches Voranschreiten der Körperbestattungen mit Grabbeigaben von West nach Ost zu beobachten. Sie werden einer Periode des »Doppelglaubens« oder des »Missionschristentums« zugeschrieben<sup>59</sup>). Einige der Gräberfelder weisen eine enge Bindung an deutsche Burgen auf, wie das bei der Wüstung Treben (bei Dehlitz im Burgenlandkreis). Die Burg ist für das Jahr 993 als *burgwardium* und 1004 als *civitas* bezeugt, die dort geborgenen slavischen Grabbeigaben gehören ins Ende des 10. und ins 11. Jahrhundert<sup>60</sup>). Es ist also zu vermuten, dass hier auch unter deutscher Herrschaft eine slavische Elite weiter existierte, die einerseits eine gewisse Affinität zu den neuen Institutionen aufwies, wozu das formelle Bekenntnis zum Christentum gehörte, die aber andererseits Elemente ihrer eigenen slavischen Identität und Kultur bewahrte.

53) D. O. II. 91; Thietmar (wie Anm. 42), III, 21; LÜBKE, Regesten (wie Anm. 30), Teil II, Nr. 179, 215a.

54) D. O. II. 177; LÜBKE, Regesten (wie Anm. 30), Teil II, Nr. 197.

55) D. O. II. 133; Urkundenbuch des Landes ob der Enns, Bd. 2, Wien 1856, Nr. 8.

56) Siehe oben, Anm. 41.

57) Ingo GABRIEL, Hof- und Sakralkultur sowie Gebrauchs- und Handelsgut im Spiegel der Kleinfunde von Starigard/Oldenburg, in: Bericht der Römisch-Germanischen Kommission 69 (1988), S. 103–291, hier S. 161–171, unterscheidet einen »slavischen« Typ, der ganz überwiegend östlich der Elbe und nördlich von Havel und Spree gefunden wurde, und einen westlichen Typ zwischen Niederrhein und Elbe mit einer Fundkonzentration in Thüringen. Zu Thüringen siehe Anm. 58.

58) H. BACH/S. DUŠEK, Slawen in Thüringen, Weimar 1971, S. 54–58.

59) Hansjürgen BRACHMANN, Der Limes Sorabicus – Geschichte und Wirkung, in: Zeitschrift für Archäologie 25 (1991), S. 197f.

60) D. O. III. 132, D. H. II. 88; LÜBKE, Regesten (wie Anm. 30), Teil III, Nr. 282, 390.

Damit ist das Verhältnis der Slaven zum Christentum angesprochen. Auf die Schaffung der institutionellen Voraussetzungen zur Bekehrung der Slaven östlich von Elbe und Saale ebenso wie auf die formale, in der Realität aber bei weitem nicht flächenhaft wirksame Christianisierung der neuen Fürstenstaaten Polen, Böhmen und Ungarn kann hier nur summarisch verwiesen werden. Auch bei den Elb- und Ostseeslaven blieb die Effizienz der Bekehrungsarbeit insgesamt weit hinter den offiziellen Verlautbarungen zurück und erschöpfte sich wohl in der Verhinderung gentilreligiöser kultischer Handlungen in der Öffentlichkeit. Doch förderte dies offenbar den Rückzug der Slaven in private Praktiken und damit in einen Bereich, in dem die mit militärischer Macht durchgesetzten Missionsmethoden versagen mussten. Auch ist nichts über einen Einsatz von bekehrten Slaven in der Mission bekannt, obwohl doch einige Mitglieder vor allem der christlichen brandenburgischen Dynastie in sächsischen Klöstern lebten und als Vermittler des neuen Glaubens grundsätzlich in Frage kamen. Folgt man den erzählenden Quellen, dann war es erst der Abodritenfürst Gottschalk, der im Lüneburger Michaeliskloster erzogen worden war, der es in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts selbst unternahm, seinen Untertanen – in slavischer Sprache – zu predigen<sup>61</sup>), was sein Reich aber nicht vor der heidnischen Reaktion bewahrte. Selbst in jenen von Slaven besiedelten Gebieten, die bereits seit langem Bestandteil der Diözesen sächsischer und bayerischer Bistümer waren, wie in der Altmark, in Teilen Thüringens, Oberfrankens und Ostbayerns, konnte sich das Christentum offenbar noch lange nicht durchsetzen. Aus dem Bereich des Bistums Bamberg stammt jene häufiger zitierte Anekdote, die das Unverständnis der Slaven gegenüber dem als »deutsch« empfundenen Christentum dokumentiert und zugleich den fundamentalen Unterschied zwischen der traditionellen slavischen Gentilreligion und der christlichen Universalreligion verständlich macht. Hauptperson der Anekdote ist ein blinder Slave, der von einem Christen den Rat erhält, den heiligen Heinrich II., den Gründer des Bamberger Bistums, anzurufen, um Heilung von seiner Blindheit zu erlangen. Erstaunt äußert der Slave daraufhin die Meinung, von dem *deus teutonicus* könne er doch gar keine Hilfe erwarten, weil dieser nur für die Deutschen zuständig sei<sup>62</sup>).

Unverständnis gegenüber der christlichen Religion, vor allem aber Widerstand gegenüber dem Anspruch der neuen Herren, die slavische Autonomie und Kultur, die bereits erwähnte *libertas*, abzuschaffen, bildeten den Nährboden für ein Ereignis, das eine für die europäische Geschichte einmalige Konstellation bewirkte. Es geht um den großen

61) *Magistri Adam Bremensis gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum*, hg. von Bernhard SCHMEIDLER (MGH SS rer. Germ. 2), Hannover 1917, III, 19; zu Gottschalks Tätigkeit zugunsten des Christentums siehe außerdem Helmoldi *presbyteri Bozoviensis cronica Slavorum*, hg. von Bernhard SCHMEIDLER (MGH SS rer. Germ. 32), Hannover 1937, I, 20; LÜBKE, *Regesten* (wie Anm. 30), Teil IV, Nr. 744.

62) Hans Dietrich KAHL, *Slawen und Deutsche in der brandenburgischen Geschichte des zwölften Jahrhunderts*, Bde 1–2, Köln 1964, S. 77f.

Slavenaufstand des Jahres 983<sup>63)</sup> und die sich daran anschließende mehr als eineinhalb Jahrhunderte wirksame Herrschaft der paganen Lutizen über weite Bereiche des Landes zwischen Elbe und Oder, womit die Rückkehr zur slavischen Religion verbunden war. Im Hinblick auf das Thema »Akkulturation« scheint dieses Phänomen auf den ersten Blick ohne Bedeutung zu sein, verkörpert es doch das genaue Gegenteil. Eine genauere Analyse verdeutlicht jedoch eine Rückwirkung gemäß dem Prinzip von *challenge und response*, das hier stichpunktartig durch die Erwähnung von Elementen der Nachahmung christlicher Merkmale dokumentiert werden soll, die auf einen Wettkampf zwischen Christentum und slavischer Gentilreligion hinauslaufen, wodurch sich die Erscheinungsweise der slavischen Religion im Vergleich zu ihrer früheren Form wesentlich veränderte.<sup>64)</sup> Dabei lassen sich erstaunliche Übereinstimmungen mit der Konkurrenzreligion feststellen. Denn so, wie das Christentum über bischöfliche Cathedral- und Pfarrkirchen sowie Klöster verfügte, besaßen die Lutizen einen beeindruckenden zentralen Tempel (nämlich in Riedegost/Rethra, später abgelöst durch die Tempelfestung am Kap Arkona auf der Insel Rügen) und weitere Anlagen von eher lokalem Charakter, für deren Wartung jeweils besondere Priester verantwortlich waren. Der Verehrung heiliger Schutzpatrone kommt die figürliche Gestaltung und persönliche, namentliche Benennung von Göttern nahe, deren Schutz sich auf bestimmte Gebiete erstreckte. In diesem Zusammenhang muss die Meldung Thietmars von Merseburg besonders hervorgehoben werden, dass in der ansonsten schriftlosen lutizischen Gesellschaft die Namen der Götter in den Statuen schriftlich fixiert waren<sup>65)</sup>. Die Anfertigung von Bildern einer Göttin, die man bei Kriegszügen mit sich führte, erinnert an den Kult der Mutter Gottes, ebenso wie die Verwendung und Sakralisierung von Feldzeichen an die heiligen Insignien des Reiches. Schließlich entspricht auch die Zerstörung konkurrierender, christlicher Glaubenssymbole durch die Lutizen der von christlichen Missionaren geübten Praxis.

63) LÜBKE, Regesten (wie Anm. 30), Teil III, Nr. 220–224, mit Verweis auf alle Quellennachrichten.

64) Näheres bei Christian LÜBKE, *The Polabian Alternative: Paganism between Christian Kingdoms*, in: *Year 1000*, hg. von Przemysław URBAŃCZYK, Warsaw 2001, S. 379–390; DERS., Ein Fall von »challenge and response«? Die autochthonen Bewohner des südlichen Ostseeraums gegenüber Pracht und Macht des Christentums, in: *Glaube, Macht und Pracht. Geistliche Gemeinschaften des Ostseeraums im Zeitalter der Backsteingotik*, hg. von Oliver AUGE, Felix BIERMANN und Christofer HERRMANN, Rahden/Westf. 2009, S. 39–48; DERS., Christianity and Paganism as Elements of Gentile Identities to the East of the Elbe and Saale Rivers, in: *Franks, Northmen, and Slavs. Identities and State Formation in Early Medieval Europe*, hg. von Ildar H. GARIPZANOV, Patrick J. GEARY und Przemysław URBAŃCZYK (*Cursor Mundi* 5), Leiden 2008, S. 189–203.

65) Thietmar (wie Anm. 42), VI, 23.

## (4) BESCHLEUNIGUNG UND ERGEBNISSE DES KULTURELLEN WANDELS

Man könnte, mit einem flüchtigen Blick auf die Quellenüberlieferung, die spät erfolgte konsequente Reaktion auf Rückkehr und lange Fortdauer der Gentilreligion als Anlass dafür deuten, dass der im 10. Jahrhundert noch recht zaghaft angedeutete und im 11. Jahrhundert in den südlichen Elbmarken kaum fortgeführte Wandel der wirtschaftlichen, sozialen und schließlich ethnischen Verhältnisse im 12. Jahrhundert schließlich ganz massiv einsetzte, wodurch sich die westliche *Sclavinia* nun tatsächlich in eine *Germania Slavica* zu wandeln begann. Denn am Anfang dieser neuen Etappe steht ein spektakulärer Aufruf des Magdeburger Erzbischofs Adalgot vom Jahr 1108, der in Kreuzzugsmanier die »Sachsen, Franken, Lothringer und Flamen« dazu aufforderte, »diese Nachbarn und so unmenschliche Heiden zu unterwerfen«<sup>66)</sup>, und etwa ein halbes Jahrhundert später (1147) fand dann tatsächlich ein Kreuzzug statt, der in der Forschung so genannte Wendenkreuzzug, dessen Teilnehmer im Vorfeld den Willen bekundeten, die heidnischen Nachbarn »entweder dem Christentum zu unterwerfen oder mit Gottes Gnade vollständig zu vernichten«<sup>67)</sup>. Doch bemerkten schon die Zeitgenossen wie der Chronist Vinzenz von Prag, dass das christliche Heer gekommen sei, »mehr um das Land wegzunehmen, als um die Einwohner im christlichen Glauben zu befestigen«<sup>68)</sup>. Und Helmold von Bosau, ein anderer Chronist und Augenzeuge, stellte fest, dass »bei allen Kämpfen keine Rede vom Christentum war, sondern nur vom Geld«<sup>69)</sup>.

Darin scheint nun die wirkliche Ursache für das militärische Engagement der weltlichen Großen jener Zeit auf: Sie ist in der wirtschaftlichen Entwicklung des 11. und 12. Jahrhunderts zu suchen, als die Bevölkerung Mitteleuropas anwuchs und es daher notwendig und profitabel wurde, neue landwirtschaftliche Anbauflächen zu erschließen. Ackerboden gewann an Wert, zumal die Städte bei voranschreitender Arbeitsteilung ihr Bild wandelten und sich in ihrem Umfeld profitable Ware-Geld-Beziehungen entwickelten. Die Auswirkungen auf das Land werden in der Forschung sogar als »Ver-

66) Urkundenbuch des Erzstifts Magdeburg, Teil 1: 937–1192, hg. von Friedrich ISRAEL, Magdeburg 1937, Nr. 193; lateinischer Text und Übersetzung bei: Winfried SCHICH/Jerzy STRZELCZYK, Slaven und Deutsche an Havel und Spree. Zu den Anfängen der Mark Brandenburg (Studien zur internationalen Schulbuchforschung, Bd. 82/B IV), Hannover 1997, hier S. 24–29; Analyse des politischen Umfelds des Aufrufs durch Peter NEUMEISTER, Die slawische Ostseeküste im Spannungsfeld der Nachbarmächte (bis 1227/1239), in: Zwischen Reric und Bornhöved. Die Beziehungen zwischen den Dänen und ihren slawischen Nachbarn vom 9. bis ins 13. Jahrhundert, hg. von Ole HARCK und Christian LÜBKE, Stuttgart 2001, S. 37–57.

67) Zum Wendenkreuzzug siehe vor allem Friedrich LOTTER, Die Konzeption des Wendenkreuzzuges: ideengeschichtliche, kirchenrechtliche und historisch-politische Voraussetzungen der Missionierung von Elb- und Ostseeslawen um die Mitte des 12. Jahrhunderts, Sigmaringen 1979.

68) Vincentii Pragensis Annales, hg. von Wilhelm WATTENBACH, in: MHG SS 17, Hannover 1861, S. 658–683, zum Jahr 1147.

69) Helmold (wie Anm. 61), I, 68.

getreidung« bezeichnet<sup>70)</sup>. In diesem Zusammenhang bot sich das von den »Heiden« besiedelte Land für einen zukünftigen Landesausbau (*aedificatio terrae*) an, bei dem man nicht mit den lästigen Besitzansprüchen der bisherigen Bewohner rechnen musste. In dieser Konstellation liegen die Anfänge eines strukturellen Wandels, der von nun an das gesamte östliche Mitteleuropa erfasste, und in dessen Verlauf Siedler aus dem Westen nach Osten gerufen wurden und unter dort ganz neuen rechtlichen und wirtschaftlichen Bedingungen tätig wurden.

Es handelt sich dabei um ein Phänomen, das den Zeitgenossen in seiner gesamten Tragweite überhaupt nicht bewusst war und deshalb in den Quellen auch gar nicht als ein Ganzes aufscheint, wohl aber fragmentiert in zahllosen Urkunden über Kloster-, Dorf- und Städtegründungen und über die Verleihung günstiger rechtlicher Bestimmungen. Was die Umwandlung eines Teils der vom Landesausbau erfassten Territorien zu einer *Germania Slavica* betrifft, hat zumindest der Zeitzeuge Helmold, der als Diakon von Neumünster und Inhaber der Pfarrstelle von Bosau im östlichen Holstein selbst im Brennpunkt der Auseinandersetzungen um die slavisch besiedelten Landschaften nördlich der Elbe stand, seine *Chronica Slavorum* ganz offensichtlich in dem Bewusstsein geschrieben, den letzten Akt eines langen Ringens zwischen Deutschen und Slaven mitzuerleben. Sein Geschichtswerk schloss er mit einem optimistischen Ausblick auf den allorts durch den hochmittelalterlichen Landesausbau bewirkten Wandel inklusive seiner ethnischen Dimension (Zitat): »Das südliche Elbufer begannen [...] die Holländer zu bewohnen; sie besaßen von der Burg Salzwedel an alles Sumpf- und Ackerland, nämlich das Balsamer Land und das Land Moraciani mit vielen Städten und Dörfern bis zum Böhmerwalde hin. Diese Länder sollen [...] einst zur Zeit der Ottonen die Sachsen bewohnt haben [...]; als aber später die Slaven die Oberhand gewannen, wurden die Sachsen erschlagen und das Land bis in unsere Zeit hinein von den Slaven besessen. Jetzt aber sind [...] die Slaven allorts vernichtet und verjagt; von den Grenzen des Ozeans ist ein mächtiges Volk ohne Zahl heraufgezogen; und sie haben das Gebiet der Slaven eingenommen und Städte und Kirchen gebaut, und haben zugenommen an Reichtum über alle Berechnung hinaus«<sup>71)</sup>, so dass das »ganze Slavengebiet [...] zwischen Ostsee und Elbe [...] bis nach Schwerin [...] durch Gottes Gnade in ein Siedlungsland der Sachsen verwandelt ist«<sup>72)</sup>.

Was Helmold hier beschrieb, war die Wirkung der tiefgreifenden Maßnahmen der neuen Territorialherren, die unter der Vermittlung professioneller Siedlungsunternehmer, der sogenannten Lokatoren, Spezialisten zur Rodung von Wäldern und zur Tro-

70) Näheres bei Matthias HARDT, Von der Subsistenzwirtschaft zur marktorientierten Produktion von Getreide: der hochmittelalterliche Wandel der Agrarstruktur in den westslawischen Gebieten, in: Beiträge zum Göttinger Umwelthistorischen Kolloquium 2007–2008, hg. von Bernd HERRMANN, Göttingen 2008, S. 87–116.

71) Helmold (wie Anm. 61), I, 89.

72) Helmold (wie Anm. 61), I, 110.

ckenlegung von Feuchtgebieten sowie weitere Neusiedler aus dem Westen heranholten. Nach einer recht zuverlässigen Berechnung betraf dieses Phänomen im 12. Jahrhundert rund 200.000 Personen auf 50.000 Bauernstellen, die sich etwa bis zur Linie Schwerin-Spandau-Dresden in neuen Dörfern niederließen<sup>73)</sup>. Man könnte angesichts dieser gar nicht so hohen Zahl sogar mit einer gewissen Akkulturation an die autochthone slavische Bevölkerung rechnen, doch sprechen zwei Faktoren dagegen: Erstens war die Bevölkerungsdichte vor der Ankunft der Neusiedler gebietsweise ziemlich gering<sup>74)</sup>, und die ältere slavische Siedlung beschränkte sich auf Mikroregionen meist in Gewässernähe, zwischen denen sich weite unbesiedelte Zonen erstreckten, so dass die direkte Begegnung der beiden Ethnien nicht überall zum Alltag zählte, und zweitens war die Lebensweise der Neusiedler im Vergleich zu den Eingewohnten so komplett unterschiedlich, dass an eine direkte Entlehnung einzelner Elemente zunächst wohl gar nicht zu denken war. Erst nach einer längeren Zeit der Kohabitation mag es zu einem Austausch von Wissen etwa im Bereich des Garten- und Obstbaus gekommen sein, wofür den Slaven Wissen und Erfahrung attestiert wird<sup>75)</sup>. Für die weitere Entwicklung des gesamten, weiter in den Osten Europas hineinreichenden Phänomens der Kolonisation<sup>76)</sup> bildete jedenfalls die zugewanderte Bevölkerung ein Potential, aus dem sich auch weiterhin Bauern und ihre Familien rekrutierten, die bereit waren, sich an der Gründung neuer Dörfer in siedlungsleeren Gegenden zu beteiligen.

Sie wandten dabei vielfältige technische Neuerungen an, von denen dem Wendepflug die größte Bedeutung beigemessen wird. Mit seiner Hilfe wurden nun auch schwere Böden kultiviert, die bisher gar nicht hatten bearbeitet werden können. Neuartiges Zuggeschirr erlaubte die Verwendung des Pferdes als Zugtier, und auf Grund der erhöhten

73) Walter KUHN, Vergleichende Untersuchungen zur mittelalterlichen Ostsiedlung, Köln/Wien 1973, darin besonders die Artikel »Ostsiedlung und Bevölkerungsdichte« und »Die Siedlerzahlen der deutschen Ostsiedlung«, S. 173–210 und S. 211–234; Benedykt ZIENTARA, Działność lokacyjna jako droga awansu społecznego w Europie środkowej XII–XIV w, in: Sobótka 1 (1981), S. 43–57.

74) Als parallele Vergleichszahlen kann man diejenigen für die in das polnische Reich der Piasten integrierten Landschaften heranziehen, wo für den Verlauf der Zentralisierungsprozesse des 10. Jahrhunderts für Großpolen eine Verdreifachung auf ca. 7 Einwohner je Quadratkilometer vermutet wird, die teilweise durch Umsiedlungsaktionen erreicht wurde. Eine Übersicht über die Lage in den nördlichen elb-slavischen Landschaften geben Torsten KEMPKE/Christian LÜBKE, Polens Nachbarn im Nordwesten: Das Land zwischen Niederelbe und Oder im 11. Jahrhundert, in: The Neighbours of Poland in the 11<sup>th</sup> Century, hg. von Przemysław URBANCZYK, Warsaw 2002, S. 61–88. Zur Begegnung von Deutschen und Slaven SCHICH, Slawen und Deutsche (wie Anm. 2).

75) BRATHER, Archäologie (wie Anm. 14), S. 175 f.

76) Zusammenfassende Würdigung dieses Phänomens mit seinen Wirkungen auf das östliche Mitteleuropa durch Werner CONZE, Ostmitteleuropa, Von der Spätantike bis zum 18. Jahrhundert, hg. von Klaus ZERNACK, München 1992; Klaus ZERNACK, »Ostkolonisation« in universalgeschichtlicher Perspektive, in: Universalgeschichte und Nationalgeschichten. Ernst Schulin zum 65. Geburtstag, hg. von Gangolf HÜBINGER, Freiburg 1994, S. 105–116.

Pflug- und Zugleistung konnten langgestreckte Felder angelegt und in Dreifelderwirtschaft effektiver bearbeitet werden. Der neue Pflug wurde in den Urkunden des 13. Jahrhunderts als »deutscher Pflug« (*aratum theutonicum*) im Unterschied zu dem *aratum slavicum* bezeichnet, und er galt zugleich als eine Abgabeneinheit, die der Leistung des »slavischen Pfluges« übergeordnet war: Gewöhnlich wurde die Leistung des »deutschen« zum »slavischem Pflug« im Verhältnis 2:1 bewertet und brachte also dementsprechend höhere Abgaben ein.

Wie der Pflug im besonderen wurde die Gesamtheit der mit dem Landesausbau verbundenen Phänomene als »deutsch« aufgefaßt und als »deutsches Recht« (*ius Teutonicum*) bezeichnet, das gegenüber dem traditionellen Recht der Slaven als modern und effektiv galt. Über das »deutsche Recht« verfügten aber keinesfalls nur Deutsche, vielmehr wurden, wenn auch regional in unterschiedlichem Maße, auch Slaven in die Umstrukturierung einbezogen und ihre Dörfer zu »deutschem Recht« umstrukturiert. So gab es etwa auf der Insel Rügen kaum Zuwanderung deutscher Bauern, weshalb es umso bemerkenswerter ist, dass die letzte slavisch sprechende Frau bereits 1404 starb<sup>77</sup>). Man mag dies als Zeichen einer hohen Akkulturationsbereitschaft der Rügenslaven deuten, doch könnte auch die im Vergleich zu anderen Landschaften hohe Siedlungsdichte schon vor dem Einsetzen des Landesausbaus das damit zusammenhängende dichte Kommunikationsnetz eine Rolle bei der Verbreitung der neuen Kultur und Sprache gespielt haben. Weiter im Westen, im Hannoverschen Wendland, lebte dagegen eine geschlossene slavische, das heißt slavischsprachige, Bevölkerung in damals neu angelegten Dörfern, die in ihrer typischen Form als »Rundlinge« bis heute existieren, und sie bewahrte die slavische Sprache bis ins 18. Jahrhundert hinein. Eine geschlossene slavische Bevölkerung blieb natürlich im Süden, in den Lausitzen, bis heute erhalten. Die teils immensen regionalen Unterschiede waren jedenfalls für Wolfgang Fritze, den Initiator des Germania-Slavica-Konzeptes, Anlass, die Durchführung interdisziplinärer kleinräumiger Regionalstudien zu fordern, um die ganze Vielfalt der Erscheinungsweise des Landesausbaus im deutsch-slavischen Kontext zu erfassen<sup>78</sup>).

77) Johannes J. GRÜMBKE, Neue und genaue geographisch-statistisch-historische Darstellungen von der Insel und dem Fürstenthume Rügen, Teil 2, Berlin 1819, S. 39f., mit Bezug auf die 1574 durch Valentin von EICKSTEDT vorgelegten Annales Pomeraniae, S. 87.

78) Siehe oben, Anm. 2. Von den neueren Beiträgen sind hervorzuheben: Jens HENKER/Tilo SCHÖFBECK/Uwe WEISS, Slawen und Deutsche im Hochmittelalter östlich der Elbe. Archäologisch-historische Studien zur Siedlungsentwicklung (Studien zur Archäologie Europas 8), Bonn 2008. Darin liefert Jens HENKER eine informative Übersicht über die Diskussion der Frage nach den Begegnungsplätzen von Deutschen und Slaven und nach Form und Intensität der Beteiligung der Slaven am hochmittelalterlichen Landesausbau am Beispiel des östlichen Brandenburg (Beitrag »Archäologische Dorfkernuntersuchung«, S. 13–139, hier S. 67–69). In dem selben Band geht Tilo SCHÖFBECK, Das Land Sternberg im Mittelalter (7.–13. Jh.). Genese einer Kulturlandschaft im Gebiet der Warnower (S. 139–226, hier S. 183f.), von einer Dominanz der einheimischen slavischen Bevölkerung beim Landesausbau und demgemäß von einer recht geringen Zahl von deutschen Siedlern aus.



Andererseits lässt die Bilderhandschrift des Sachsenspiegels<sup>79)</sup> (von etwa 1225) durchaus das grundsätzliche Bemühen der Autoritäten erkennen, auf die bei dem ganzen Prozess entstandene Vermischung deutscher und slavischer Lebensweise angemessen und praxisnah zu reagieren. Die Slaven waren in die einheitliche Gerichtsorganisation einbezogen und im Grundsatz prozessrechtlich gleichgestellt. Allerdings wurde die wendische Sprache vor Gericht in der Praxis zunehmend benachteiligt. Wer nachweislich die deutsche Sprache beherrschte, durfte schon im 13. Jahrhundert die slavische vor Gericht nicht mehr gebrauchen. Überhaupt darf man insgesamt wohl feststellen, dass – immer unter der Einschränkung regional unterschiedlicher Bedingungen – die eingesessenen Elbslaven im Vergleich zu den Zuwanderern weniger angesehen waren; sie verfügten vielfach – ganz objektiv gesehen – über die schlechteren Voraussetzungen, vor allem durch das Fehlen von Kenntnissen der Neuerungen im Ackerbau und durch ihre heidnische Vergangenheit, und sie konnten diese Handicaps in der Regel auch nicht durch irgendwelche Formen rascher Akkulturation ausgleichen. So wurde in bevölkerungsreichen Altsiedelgebieten ein Teil der Slaven in Gegenden mit Böden abgedrängt, die für den Getreidebau weniger ertragreich waren, andere dagegen waren zusammen mit den deutschen Neusiedlern aktiv an Rodungen und Umstrukturierungen beteiligt und wuchsen in die neuen Dörfer hinein. Eine rechtliche Unterscheidung auf der Basis der Ethnizität hat es in solchen Fällen nicht gegeben, wenn auch mitunter eine soziale. So setzte sich die Masse der Bevölkerung eines Dorfes in vielen Gegenden jeweils einerseits aus Hufenbauern und andererseits aus Kossäten oder Gärtnern zusammen, die mit kleineren Wirtschaftsflächen als die Vollbauern ausgestattet waren. Unter ihnen dürfte sich eine größere Anzahl der Nachkommen von Slaven befunden haben; allerdings konnten Kossätenstellen auch als Altenteil oder zur Versorgung nicht erbberechtigter Söhne von Hufenbauern dienen.

Auch zur Auffüllung der Städte waren die aus dem Westen angeworbenen Neubürger wohl bevorzugt, allerdings gar nicht in ausreichender Zahl verfügbar. Sicher ist jedenfalls, dass Slaven zu den Einwohnern und auch zu den Bürgern der deutschrechtlichen Städte gehörten, wenn sie auch mitunter als Stadtbewohner dem landesherrlichen Gericht unterstellt waren. Einzelne archäologische Hinweise deuten darauf hin, dass sich mancherorts Handwerker aus den vorkolonialen frühstädtischen Burgsiedlungen der Slavenzeit in den neuen Städten niedergelassen haben<sup>80)</sup>; in den Ostseestädten finden sich

79) Eine Zusammenstellung der die Slaven betreffenden Darstellungen findet sich in: Die Slawen (wie Anm. 12), Tafel 83.

80) Den methodisch sicheren Nachweis slawischer Elemente auf der Basis archäologischer Funde führte zum Beispiel Lech Leciejewicz für Kolberg, das auf einer zuvor unbesiedelten Fläche neu angelegt wurde. Das Auslaufen der traditionellen slavischen Keramik, das weiter im Westen schon an die Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert datiert werden kann, fällt hier in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts. Siehe Lech LECIEJEWICZ, Slawen und Deutsche in Pommern. Beiträge der Archäologie, in: Slawen und Deutsche im südlichen Ostseeraum vom 11. bis 16. Jahrhundert. Archäologische, historische und sprachwis-

slavische Personennamen bei den Handwerkern wie in der ratsfähigen Oberschicht<sup>81)</sup>. Andere slavische Bewohner der früheren Burgstädte sanken aber offenbar zu dienstpflichtigen Abhängigen herab. Sie bewohnten dann die als Kietze<sup>82)</sup> bezeichneten Wohnplätze außerhalb der Stadt. Auch in den als Wicken<sup>83)</sup> bezeichneten Vorstädten in Pommern, die nicht über die städtische Privilegien verfügten, lebten offenbar überwiegend Slaven.

In die Zeit kurz nach der Mitte des 14. Jahrhunderts fallen dann die ersten Belege für eine gesetzliche Diskriminierung der Nachkommen der außerhalb der Stadt lebenden slavischen Bevölkerung in Form von Wendenparagrafen<sup>84)</sup>. Die Zünfte begannen, für die Aufnahme in ihre Reihen den Nachweis der deutschen Geburt zu fordern. Die ersten Belege stammen aus Städten, die am Rand von Gebieten mit einer noch starken slavischen Bevölkerung lagen. Soziale Vorurteile gegenüber den Slaven dürfte es bereits vorher gegeben haben, aber die günstigen wirtschaftlichen Bedingungen in der Zeit des Aufbaues hatten sie überdeckt. Mit dem Auslaufen der dynamischen wirtschaftlichen Entwicklung in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts begann sich die ablehnende Haltung der städtischen Gesellschaft gegenüber den »Randgruppen« zu verstärken, zu denen eben die volkssprachlich als Wenden bezeichneten Slaven gezählt wurden. Eine neue Qualität erreichte die Ablehnung der fremden Slaven in der Krisenzeit der Pestepidemien, die auch eine verstärkte Zuwanderung vom Land in die Stadt bewirkte. Gegen die »Fremden« wurden neue Grenzen gezogen, was Bewerber »wendischer Art« von außerhalb traf, nicht aber die eigenen Mitbürger, die bereits als assimiliert galten. Seit dem 15. Jahrhundert wurde die Forderung nach der deutschen Geburt in manchen Städten auch gezielt im Konkurrenzkampf eingesetzt, in anderen aber spielte der Nachweis der deutschen Geburt vor 1500 noch immer eine nur geringe Rolle. Die räumlich weiteste Verbreitung fand diese Forderung erst in nachmittelalterlicher Zeit und gelangte unter anderem durch das Wandern der Gesellen auch in Gegenden, in denen die Frage eigent-

senschaftliche Beispiele aus Schleswig-Holstein, Mecklenburg und Pommern, hg. von Michael MÜLLER-WILLE u. a., Neumünster 1995, S. 59–77.

81) Zu den hier aufgezählten Faktoren der deutsch-slavischen Begegnung siehe SCHICH, Slawen und Deutsche (wie Anm. 2), passim.

82) Herbert LUDAT, Die ostdeutschen Kietze, Berlin 1936 (21984); Jan M. PIKORSKI, Brandenburskie Kietze (*chyste*) – instytucja pochodzenia słowiańskiego czy »produkt« władzy askanskiej?, in: Przegląd Historyczny 79 (1988), S. 301–329.

83) Zur Bedeutung des Begriffes *vicus*/Wiek im slavischen Sprachbereich als Terminus technicus sowohl für slavische nichtagrarische Siedlungen wie für die Rechtsgemeinden fremder Neusiedler siehe besonders Herbert LUDAT, *Wiek* im Slavischen, in: Festschrift für Walter Schlesinger, Bd. 1, Köln/Wien 1973, S. 63–77.

84) Winfried SCHICH, Zum Ausschluß der Wenden aus den Zünften nord- und ostdeutscher Städte im späten Mittelalter, in: Nationale, ethnische Minderheiten und regionale Identität in Mittelalter und Neuzeit, hg. von Antoni CZACHAROWSKI, Toruń 1994, S. 31–51.

lich kaum relevant war. Seit dem 16. Jahrhundert schließlich schritt die Landesherrschaft gegen die Diskriminierung der »Wenden« ein.

Wenn auch diese letzten Beispiele ein zumindest teilweises Scheitern von Akkulturations- und Integrationsbemühungen der durch den Landesausbau in der Germania Slavica in völlig neue ethnische, wirtschaftliche und soziale Zusammenhänge katapultierten Slaven dokumentieren, soll die hier vorgelegte Übersicht über Akkulturationsprozesse in der deutsch-slavischen Kontaktzone mit einem Beispiel der Adaption slavischer Elemente durch einen Repräsentanten jener Neustämme, von denen eingangs im Zusammenhang mit der Umdeutung der deutsch-slavischen Auseinandersetzungen durch Walter Schlesinger die Rede war. Da ist zunächst auf den selbstverständlichen Gebrauch des Namens der Wenden in den deutschen Ostseestädten hinzuweisen, in den »wendischen« Hansestädten beziehungsweise innerhalb dieser Städte vom »wendischen Quartier«. In dieselbe Region fällt der Versuch des Chronisten Thomas Kantzow in seiner Pommern-Chronik, die als ungerecht empfundene despektierliche Bewertung der »Wenden« entschieden zurückzuweisen: *Und obwohl ytzund der Wenden Nhame und Geschlecht bey uns so verachtet ist, das man einen zum Schimpffe einen Wend oder Slafen [...] nennet, so wollen wyr uns doch des Herkhomens mit nichte schemen. Dan in der gantzen Welt ist kaum ein Geschlecht der Folcker, das sich weiter erbreitet und so viel Khonigreiche und Furstenthumb unter sich gepracht und itzund noch innehat, wie eben die Wende*<sup>85</sup>. Man muss bei dieser Lobpreisung der Wenden allerdings berücksichtigen, dass Kantzows Rekonstruktion der angeblich bedeutenden Rolle der Wenden in der Geschichte auf der Annahme basiert, sie seien mit den Wandalen der Völkerwanderungszeit identisch.

Schließlich sei abschließend auf ein weiteres positives Zeugnis der Bewertung deutsch-slavischen Zusammenlebens verwiesen, auf ein Sandsteinrelief am Ratskeller im thüringischen Großbrenbach, wo die beiden von Slaven und Deutschen bewohnten Ortsteile symbolisch durch das Miteinander zweier Männer unter einem Hut dargestellt sind<sup>86</sup>. Allerdings wird der Wert dieser einmaligen bildlichen Darstellung für die historische Forschung dadurch gemindert, dass Zeitpunkt und Hintergrund der Entstehung ungeklärt sind.

85) Thomas KANTZOW, Chronik von Pommern, 1542, S. 3.

86) Eine Abbildung findet sich bei HERRMANN, Slawen (wie Anm. 12), Nr. 469, sowie auf dem Umschlag bei Jerzy STRZELCZYK, Słowianie połabscy, Poznań 2002. Näheres zu dem Ort: Günter MÖBES, Deutsche und Slawen vom 10. bis 16. Jahrhundert in Großbrenbach, Kr. Weimar, in: Ausgrabungen und Funde 22 (1977), S. 185–191; Sigrid DUŠEK, Geschichte und Kultur der Slawen in Thüringen, Weimar 1983, S. 81.